



# Sezession

## Reaktion

Autorenportrait  
Jean Raspail

Karlheinz Weißmann  
Reaktion – grundsätzlich

Harald Seubert  
Reaktion – prinzipiell

Martin Lichtmesz  
Krankheit und Reaktion

Letztes Gespräch mit  
Dominique Venner

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich),  
Erik Lehnert und Karlheinz  
Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 54,  
Juni 2013

*Sezession* erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das  
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-  
sandkosten. Wer *Sezession* für  
mehr als lesenswert hält, kann ein  
Förderabonnement (75 €/sechs  
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-  
resabonnement (sechs Hefte)  
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge  
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.  
Versand. Auslandsabonnenten be-  
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.  
Wird das Abonnement nicht bis zum  
30. November gekündigt, verlän-  
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-  
kunden gilt die Preisliste Nr. 11  
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten als Kurzbeitrag  
9000 und als Grundlagen-  
beitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-  
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

Postbank Leipzig  
BLZ 860 100 90  
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Bild und Text

- 2 **Französischer Frühling**  
Dominique Venner

### Thema

- 4 **»Man muß das Leben einsetzen«**  
Gespräch mit Dominique Venner
- 7 **Begründung für einen Freitod**  
Dominique Venners Erklärungen
- 8 **Autorenportrait Jean Raspail**  
Joachim Volkmann
- 12 **Reaktion – ein Grundriß**  
Karlheinz Weißmann
- 16 **Reaktion als geistiges Prinzip**  
Harald Seubert
- 20 **Krankheit und Gesundheit**  
Martin Lichtmesz
- 26 **Das römische Prinzip und  
der deutsche Sonderweg**  
Siegfried Gerlich
- 30 **Kein deutscher König**  
Erik Lehnert
- 34 **Toskana-Fraktion von rechts –  
das Beispiel Chestertons**  
Johannes Ludwig
- 38 **Die Reaktion auf 1789**  
Felix Dirsch
- 40 **»Die Heilige Messe ist nicht verhandelbar«**  
Gespräch mit Pater Michael Weigl
- 42 **Kleines Lexikon der Reaktion**  
Karlheinz Weißmann

### Bücher

- 46 **Die Herrschaft der Dinge**  
Ellen Kositzka
- 48 **Rezensionen**

### Vermischtes

- 58 **Burschenschaftliche Blätter, Tumult,  
10. Todestag Armin Mohler**

### Bildinnenteil

Ein Museum der Reaktion.

## Verzögerte Reaktion

von Götz Kubitschek

Zu einem Zeitpunkt, da neun Zehntel des konservativen Milieus ihre Hoffnung auf einen Wahlerfolg der »Alternative für Deutschland« setzen, erlaubt sich die *Sezession* ein Themenheft zur »Reaktion«. Die mögliche Diskussion über das Unzeitgemäße oder sogar Abseitige solcher Planungsentscheidungen wird redaktionsintern gar nicht geführt: Solche Themensetzungen beweisen, daß »Sezession« tatsächlich eine Distanz von den Erregungswellen der Tagespolitik bedeutet. Sezession (als Lebensprinzip und als konkretes Zeitschriftenprojekt): Das ist das Eigentliche, das immer gilt, auch wenn gerade irgendwo eine Rakete gestartet oder ein Luftballon aufgepustet wird.

Ernst Jünger absolvierte während des Zweiten Weltkriegs zwei vollständige Lektüredurchgänge der Bibel, man kann das in den *Strahlungen* nachvollziehen. Unser Autor Martin Lichtmesz wird im September ein *kaplaken* mit dem Titel *Warum ich die Bibel lese* vorlegen, und sein Antrieb ist kein anderer als jener, der seinen berühmten Vorgänger zur Lektüre führte: Vergewisserung bewährter Grundlagen und Maßstäbe in unübersichtlicher Zeit.

Lesen Sie also, was wir über das reaktiönäre Lebensprinzip zu sagen haben. Was Sie letztlich aus der Lektüre »machen«, ist unerheblich: Der Ertrag daraus wird Ihnen zur Verfügung stehen, wenn Sie ihn brauchen.

Indem der 79jährige Historiker Dominique Venner sich am 21. Mai in der Kathedrale Notre Dame zu Paris erschoss, reagierte er radikal auf den Weg ins Verderben, den sein Vaterland und Europa seit Jahrzehnten beschreiten. Er reagierte dabei nicht so, wie es uns das liberale System und die offene Gesellschaft nahelegen: ertragend, selbstkritisch, ausweichend, akzeptierend, weich. Venners Reaktion war überlegt, symbolisch, männlich, frei und hart. Und sie war schockierend für all jene, die das Leben quantitativ und nicht qualitativ, individualistisch und nicht eingebettet, hedonistisch und nicht in erster Linie als Dienst auffassen. Was Venner am Altar der Kathedrale tat, begreift man entweder sofort oder gar nicht: Es umgibt sein Leben und seine Argumentation mit der Aura radikaler Unabhängigkeit und jäh Fremdeheit, und alle Versuche, seine Tat zu instrumentalisieren, sind peinlich und müssen

scheitern: Venner ist weit entfernt von dem, was wir zu tun haben.

Indes: Verwechseln Sie die *Sezession* und die darin angestoßenen Themen niemals mit jenem »Schweißstuch für die Bürger«, über das schon Friedrich Nietzsche ätzte. Ein Artikelchen für den Tag, ein Aphorismus für die Nacht – das ist es natürlich nicht! Das Wort »Reaktion« hat nicht nur jene politische Bedeutung, die von Unkundigen mit »vorgestern« oder »Metternich« in eins geworfen wird – jeder alte Apfelbaum ist von vorgestern, aber trotzdem Jahr für Jahr »unendlich neuer als ein Kabel und ein hohes Haus« (Rilke). Nein: »Reaktion« ist vor allem das Gegenteil von »Ertragen«, ist eine Antwort auf etwas, das uns widerfährt oder widerfahren könnte.

Wer reagiert, agiert antwortend.

Die *Sezession* wäre nicht die *Sezession*, wenn sie nicht durch die Jahre betont hätte, daß sie unser Volk als historische Einheit nicht mehr in der *actio*, sondern nur noch in der *reactio* sehe. Geburtenschwund, historische Lähmung, Verachtung des Eigenen: Das Gesetz des Handelns ist – von der wirtschaftlichen Dynamik abgesehen – auf hungrige, hyperidentitäre, vielleicht auch bloß im voraufgeklärten Sinne »männliche« Akteure von außerhalb übergegangen.

Deutscher Rückzug an allen Fronten, verzögerte Reaktion selbst dort, wo die Dinge eindeutig liegen. Mir selbst passierte das vor Jahren einmal in Stuttgart, als ich in der Straßenbahn nach Bad Cannstatt saß und mitbekam, wie zwei Türken eine völlig verschüchterte deutsche Familie beleidigten. Verzögert war meine Reaktion, weil mir eine halbe moralphilosophische Bibliothek durch den Kopf rauschte, während ich über die Gründe des Verhaltens der Türken und meine mögliche Reaktion nachsann. Fünf Haltestellen lang begrübelte ich die Unsicherheit meines eigenen Standpunkts, badete in intellektueller Gehemmtheit und Selbstprüfung und erzog Entlastendes für diesen in Schwaben gestrandeten Pöbel. Dann – endlich! – stand der Vorsatz, beim nächsten falschen Wort, der nächsten übergriffigen Geste einzuschreiten. Aber da waren die Kerle schon aus der Tür.

Ob die Lektüre dieses Heftes für die Zukunft den Weg aus derlei Situationen abzukürzen helfen könnte, vermag ich nicht zu sagen.



## Französischer Frühling

von Dominique Venner

Warum waren die französischen Demonstrationen gegen die Homo-Ehe so wichtig? Warum sind sie ein einmaliges Phänomen in Europa? Die Antworten sind komplexer, als es die Politologen vorgeben, denen es an historischem Verständnis mangelt. Man muß sich vielmehr daran erinnern, daß Frankreich schon immer eine besondere politische und intellektuelle Streitkultur gekannt hat.

Denn es ist Frankreich, das im Jahre 1789 die Revolution und die Gegenrevolution, die Linke und die Rechte, den Terror und den Volksaufstand der Vendée erfand. Es ist Frankreich, das im 19. Jahrhundert den Bonapartismus, die verschiedenen Arten des Royalismus und der republikanischen Gesinnung erfand. Es ist Frankreich, das nach 1940 den Pétainismus und den Gaullismus erfand (Präsident François Mitterrand war ein alter Pétainist). Man kann sich daran erinnern, daß diese Periode durch einen echten Bürgerkrieg und eine blutige Säuberung (Épuration) abgeschlossen worden ist. Es ist Frankreich, das noch zum Schluß des Algerienkrieges (1962) eine Militärrevolte erlebte, bei der sich Gaullisten und Anti-Gaullisten gegenüberstanden. Mehrere Generäle wurden verhaftet, desgleichen zahlreiche Offiziere und Zivilisten. Dieser Einschnitt (1962) hinterließ tiefe Spuren bei den Kindern der Europäer aus Algerien (»Pieds-Noirs«). Später ist es noch Frankreich, wo man mit dem Front National die erste große »populistische« Bewegung gegen außer-europäische Einwanderung gebiert.

Man muß sich am Geist dieser langen konfliktbeladenen Geschichte orientieren, um den »französischen Frühling« zu interpretieren. Man muß sich überdies daran erinnern, daß Frankreich das letzte Land der Welt ist (gemeinsam mit Nordkorea), in dem sich eine kommunistische Partei am Leben hält, die über eine mächtige Gewerkschaft (die Confédération générale du travail, CGT) verfügt und wie eine Art Mafia funktioniert. Diese kommunistische Partei ist der Wahlverbündete der regierenden sozialistischen Partei. Man muß sich auch daran erinnern, daß viele Kader der heutigen sozialistischen Partei alte Trotzisten sind, die über einen beträchtlichen Einfluß im Bildungs- und Schulwesen, in der Justiz und in den Medien verfügen. Dies bedeutet, daß in Frankreich – wohl im Gegensatz zu Deutschland – weiterhin ein Bürgerkriegspotential fortbestehen bleibt, das nur

auf die Gelegenheit wartet, aktiviert zu werden. Gerade infolge der stupiden Provokationen des Präsidenten Hollande und seiner Regierung ist die Angelegenheit der Homo-Ehe eine Konfliktsituation geworden, die Hunderttausende Gegner – und insbesondere junge Mütter mit ihren Kindern – auf die Straße brachte. Zu Beginn hat die katholische Kirche eine Rolle bei dieser Mobilisierung gespielt, aber sie hat sich ziemlich schnell und vorsichtig zurückgezogen. Man kann an dieser Stelle anmerken, daß in Spanien – also einem Land, in dem die Kirche stärker ist als in Frankreich – die Homo-Ehe angenommen worden ist, ohne daß ein solcher Gegenstoß hervorgerufen wurde.

Am Anfang dachte man, daß der sozialistische Entwurf des Gesetzes über die Homo-Ehe einer dieser faulen Tricks sei, mittels derer die Politiker für Unterhaltung sorgen. Und erst allmählich begriff man, daß hinter diese Bauernfängerei eines von jenen perversen Vorhaben gerutscht ist, durch welches die Fanatiker der Dekonstruktion die letzten Grundlagen der europäischen Gesellschaften zerstören wollen.

Die durch das neue Gesetz aufgeworfene Frage betraf dabei jedoch keineswegs den Respekt hinsichtlich gefühlsmäßiger oder sexueller Minderheitenpositionen. Die Homosexualität ist keine historische Neuheit. Und das Privatleben ist die Angelegenheit eines jeden. Indes: Die Ehe ist etwas anderes. Sie bezieht sich nicht nur auf die Liebe. Sie ist die Vereinigung eines Mannes und einer Frau, zum Zwecke der Fortpflanzung. Wenn man den Geschlechtsunterschied und die Zeugung wegnimmt, bleibt nichts außer der Liebe, die verfliegen kann. Die Ehe ist kein bloßer Vertrag, sie ist eine Institution im Hinblick auf kommende Kinder. Sie garantiert dem Kind seine durch einen wahren Vater und eine wahre Mutter verkörperte Identität.

Aus diesen Gründen wurde das Projekt der Homo-Ehe als eine zerstörende Utopie wahrgenommen, als unerträglicher Angriff auf eine sakrale Grundlage unserer Kultur. Hierin wurzeln die außerordentlichen Volksproteste des 13. Januar und des 24. März in Paris, auf die weitere folgten. Die Hunderttausenden Demonstranten vom 24. März – laut Veranstalter waren es 1,4 Millionen – sahen sich als Avantgarde der Empörung, als Avantgarde, die die Zerstörung der Familie als dem allerletzten Pfeiler unserer bedrohten europäischen Zivilisation ablehnt.



## »Man muß das Leben einsetzen« – Dominique Venner im Gespräch

Die Fragen stellte Benedikt Kaiser

*Der Historiker Dominique Venner hat sich am 21. Mai in der Kathedrale Notre Dame (Paris) in den Kopf geschossen, um gegen die Einführung der Homo-Ehe und die Überfremdung in Frankreich zu protestieren. Venner ist 78 Jahre alt geworden und hat unserer Zeitschrift eine Woche vor seinem Tod noch ein Interview gegeben, in dem er die Forderung aufstellt, Wort und Tat in Deckung zueinander zu bringen. Er hat diese Forderung nun auf unmißverständliche Weise unterstrichen.*

*Venner leitete in Paris die Zeitschrift Nouvelle Revue d'Histoire. In seiner militanten Jugend war er am sogenannten Putsch der Generäle gegen de Gaulles Algerien-Politik und an der Untergrundbewegung Organisation de l'Armée Secrète (OAS) beteiligt und verbüßte dafür eine Haftstrafe. Später war er Mitbegründer der Bewegung Europe Action, die den Boden für die Nouvelle Droite um Alain de Benoist bereitete.*

*Unter Venners zahlreichen Büchern kann man zwei Grundlagentexte hervorheben. Zunächst die Studie Histoire et tradition des Européens (Le Rocher, Monaco 2002/2004), die die begriffliche Basis der europäischen Identität erneuert hat; dann Le Siècle de 1914 (Pygmalion, Paris 2006): Es interpretiert die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts neu. Auf deutsch erschien in den achtziger Jahren Venners Geschichte der deutschen Freikorps: Söldner ohne Sold. Die Summe der Ideen Venners finden sich gesammelt im Choc de l'Histoire – Der Schock der Geschichte (Via Romana, Versailles 2011).*

**SEZESSION:** *Le Choc de l'Histoire* behandelt Fragen, die Sie schon seit langem untersuchen. Wozu also Ihr neues Buch?

VENNER: Dieses Buch stellt eine Synthese in der dynamischen Form von Gesprächen dar. Die Wahrnehmung historischer Umwälzungen steht schon lange im Zentrum meiner Arbeiten

und Überlegungen als Historiker. Sie umfaßt die Beziehungen zwischen Religion und Identität, Kontinuität und Renaissance der Kulturen, die als Ausdruck der Identität der Völker auf lange Sicht ausgelegt sind. So hat Europa in seiner sehr langen Geschichte viele Antworten, die ihre Quelle in den homerischen Gedichten haben, als Ausdruck eines mehrere tausend Jahre alten indoeuropäischen Erbes gefunden.

**SEZESSION:** Wieso haben Sie dann den Titel »Schock der Geschichte« gewählt – und was soll er bedeuten?

VENNER: Den Schock der Geschichte erleben wir, ohne es zu begreifen. So war es schon immer. Erst später ermißt man die Reichweite von Veränderungen. Viele Epochen vor uns haben historische Schocks erfahren und den gigantischen Herausforderungen getrotzt: für die antiken Griechen waren es die Perserkriege, für Rom der Verfall der Republik vor Augustus. Seit der früheren Neuzeit haben historische Schocks Ideenveränderungen hervorgerufen: Machiavelli ist das Resultat der Wirren in Florenz und Italien gegen Ende des 15. Jahrhunderts, Montaigne ist das Resultat der Religionskriege in Frankreich, Hobbes der ersten englischen Revolution, Martin Heidegger der Wahrnehmung des Einflusses der Technik, Carl Schmitt der deutschen Katastrophe in der Folge des Versailler Vertrages, Samuel Huntington der neuen Welt nach dem Kalten Krieg – wobei Huntington die Dinge als Amerikaner, nicht als Europäer sah.

**SEZESSION:** Wo liegt der Unterschied zwischen amerikanischem und europäischem Blickwinkel?

VENNER: Das 20. Jahrhundert war für die USA ein Zeitalter des kontinuierlichen Aufstiegs in Richtung Dominanz und Beherrschung der Welt – einschließlich des kulturellen Raumes. Dieselbe Periode – besonders nach 1945 – war für Europa jedoch jene des Zusammensturzes, der Unterwerfung und der beispiellosen Demoralisierung.

**SEZSSION: Und inwiefern manifestiert sich der neue Schock der Geschichte?**

**VENNER:** Mit Beginn des 21. Jahrhunderts sind wir in ein neues historisches Zeitalter eingetreten, das die Europäer von den Folgen des Jahres 1945 befreit wird. Von den zwei großen Kräften, die sich 1945 in Jalta Europa geteilt hatten, ist eine verschwunden; das ist etwas, was sich doch niemand vorgestellt hätte. Der Kommunismus (die Zukunft der Welt!) implodierte, und ein neues Rußland ist aus den Trümmern hervorgegangen. Und dieses nationale Rußland wird der kontinentale Partner Europas gegen-

tion, Kultur, Zivilisation und nicht durch das, was sie rein animalisch gemeinsam haben, die Sexualität oder das Bedürfnis nach Nahrung. Ihre Menschlichkeit begründet sich in Traditionen und geistigen Werten, die die Zeit überdauern. Wenn zum Beispiel die simple Sexualität als Handlung so universell ist, wie sich zu ernähren, ist doch die Liebe in jeder Kultur verschieden; so verschieden wie die Darstellung der Weiblichkeit, der Wahrnehmung des Körpers, der Gastronomie oder der Musik. Diese Züge sind die Spiegelungen einer gewissen Morphologie der Seele, die durch Atavismus sowie durch Erfahrung übermittelt wurde. Man weiß ja, daß der Einfluß neuer Religionen die Vorstellungen und das Verhalten verändern kann. Aber die Tradition eines Volkes wandelt auch die eingeführten Religionen. In Japan hat der Buddhismus etwa eine kriegerische Prägung erhalten, die er in China nicht kennt. Man könnte sagen, daß jedes Volk seine eigenen Götter hat, die von sich selbst kommen und sogar dann noch überleben, wenn sie bereits vergessen scheinen.

Dominique Venner

## LE CHOC DE L'HISTOIRE

*Religion, mémoire, identité*



VIA ROMANA

über den Vereinigten Staaten. Was die Vereinigten Staaten betrifft, müssen sie ja jetzt mit China, dem Islam, Südamerika und einer unbeständigen Welt rechnen. Die Helden von gestern werden die Verdammten von morgen werden ...

**SEZSSION: Wenn Sie hier von Europa als dem Partner eines neuen Rußlands sprechen, werden sie wohl kaum an die Strukturen der Europäischen Union in ihrer jetzigen Form denken.**

**VENNER:** Ich denke an gar keine derzeitige politische Struktur, aber an unseren jahrtausendalten Kulturkreis, an unsere Identität, an eine gewisse »europäische« Art und Weise zu denken, zu fühlen, zu leben, die die Zeit überdauert hat.

**SEZSSION: Sie schreiben, daß die großen Kulturen keine verschiedenen Regionen auf einem Planeten darstellen, sondern selbst verschiedene »Planeten« sind. Was meinen Sie damit?**

**VENNER:** Die Menschen bestehen nur durch das, was sie unterscheidet: Clan, Stamm, Stadt, Na-

**SEZSSION: Sie schreiben und sprechen von einer »Morphologie der Seele, die durch Atavismus sowie durch Erfahrung übermittelt wurde.« Das gilt in unserem Kontext doch ebenfalls für europastämmige US-Amerikaner. Wie erklären Sie sich, daß Amerikaner genuin europäischen Ursprungs mit der europäischen Tradition gebrochen haben, um eine neue Tradition zu begründen, die ihrer alten europäischen entgegengesetzt ist?**

**VENNER:** Ich verweise auf eine Beobachtung des österreichischen Geopolitikers Jordis von Lohausen. Er stellte fest, daß umgesiedelte Deutsche irgendwo in Europa, zum Beispiel in Rußland, immer deutsch bleiben, selbst mehrere Jahrhunderte nachdem sie ausgewandert waren. Andererseits reicht schon eine Generation aus, damit in die USA ausgewanderte Deutschen aufhören, sich deutsch zu fühlen und statt dessen Amerikaner werden, die den anderen gleichen. Das wirkt eine ernsthafte Frage auf. Sie umfaßt auch, daß nicht alles von der »Rasse« abhängt, wie man einst annahm. Die aus Europa gekommenen Amerikaner haben jedoch die »animalischen« Qualitäten ihrer Ursprünge beibehalten: Energie, kämpferischer und unternehmender Elan, Erfindergeist ... Aber ihre Vorstellungen, ihre Weltanschauung sind durch ihre Umsiedlung in die Neue Welt verwandelt worden. Es ist das Ergebnis der biblischen Utopie des »Gelobten Landes«, dem Traum von einer neuen Welt fern Europas. Die Gründer trugen die Überzeugungen, das neue »ausgewählte Volk« zu verkörpern, das auserkoren wurde, der ganzen Welt den »Geist des Kapitalismus« zu bringen, um eine Formulierung von Max Weber aufzugreifen. Vergessen wir nicht, daß die tägliche Bibelrezeption in den amerikanischen Schulen genauso zwingend vorgeschrieben ist wie der Schwur am Sternenbanner. Die messianische »Sendung« der Gründer ist ebenso diejenige der Mehrzahl der Einwanderer geworden. Und diese politische Religion impli-

zierte, mit der ganzen aristokratischen und tragischen europäischen Tradition zu brechen.

**SEZESSION: Das betrifft Europa und die USA. Die Welt beherbergt aber zweifellos mehr Kulturkreise.**

VENNER: Ja, und anderswo werden die Sachen wahrgenommen, wie es sich weder die Amerikaner noch die Europäer vorstellen können. Um diese Tatsache zu erfassen, bringe ich in meinem Buch Rückschlüsse aus der französischen Erfahrung an. Zum Beispiel jenes Beispiel von Dalil Boubakeur, dem Vorsteher der Moschee von Paris. Der Islam, erklärt er, ist »sowohl eine Religion, eine Gemeinschaft, ein Gesetz als auch eine Kultur. [...] Muslime sind nicht nur jene, die die fünf Pfeiler des Islam praktizieren, sondern alle, die zu dieser identitären Gemeinschaft gehören.« Das entscheidende Wort ist hier »identitär«. Der Islam ist demzufolge nicht nur eine Religion. Er geht über die Religion hinaus und ist: »eine Gemeinschaft, ein Gesetz, eine Kultur«.

Wenn man von christlicher Kultur geprägt ist, universalistisch und individualistisch, überrascht das. Viele andere Religionen, u.a. eben der Islam oder das Judentum, aber auch der Hinduismus, der Shintoismus oder der Konfuzianismus, sind eben nicht nur Religionen im christlichen oder laizistischen Sinn des Wortes, das heißt eine Art persönliche Beziehung zu Gott, sondern sie bilden Identitäten, Gesetze, Gemeinschaften aus.

**SEZESSION: Könnte eine neue Wahrnehmung der Identität den Europäern helfen, wieder zu sich zu finden, sich neu zu schaffen?**

VENNER: Ich denke durchaus, daß sie den Europäern helfen kann, ihre eigene Authentizität wiederzufinden – jenseits einer persönlichen Religion oder ihres Fehlens.

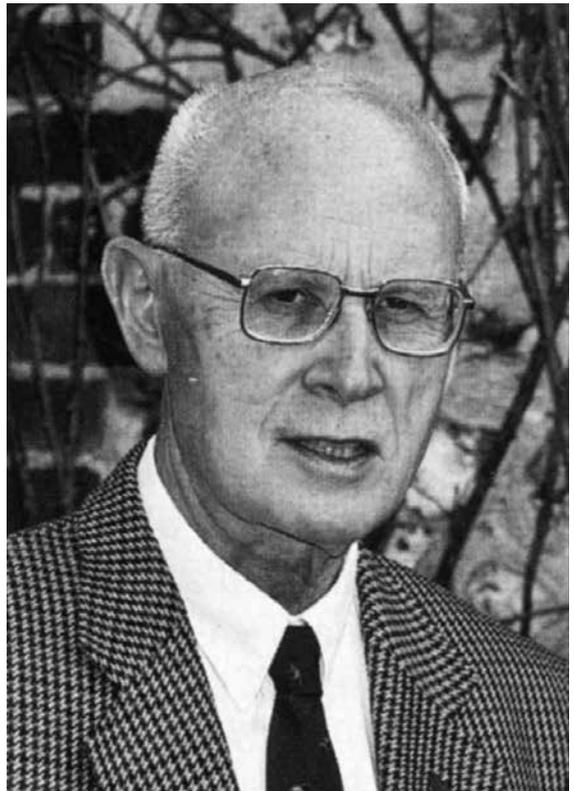
**SEZESSION: Wie definieren Sie dann überhaupt die eigene »Authentizität«?**

VENNER: Zuerst wie ein zu weckendes identitäres Gedächtnis. Ein Gedächtnis, das fähig ist, die Europäer moralisch zu bewaffnen, um ihrem Verschwinden im Nichts der großen universellen Rassenmischung und der Globalisierung zu trotzen. Ebenso wie andere sich als Söhne von Shiva, von Mohammed, von Abraham oder von Buddha wiedererkennen, ist es nicht verkehrt, sich als Söhne und Töchter von Homer, von Odysseus und von Penelope zu wissen.

**SEZESSION: In einem Editorial der *Nouvelle Revue d'Histoire* wandelten Sie die berühmte Formel »Politik zuerst« um, und betonten, daß man heute sagen müßte: »Mystik zuerst, Politik danach«. Was wollten Sie dem Leser mit dieser eigenwilligen Parole sagen?**

VENNER: Unser Zeitalter fordert nicht mehr ein, »die Macht zu ergreifen«, wie man früher sagte. Es gewährt dem Traum vom »Tag der Wende« keinen Raum mehr. Die Politik ist nicht mehr das Band, das dem Leben einen Sinn gibt. Ungeachtet der Stärken der politischen Aktion

ist es nicht die Politik, die den Europäern das Gewissen zurückgeben kann, was sie sind, und sie kann ihrem Leben desgleichen keine Orientierung bieten. Dieses Gewissen kann nur durch eine starke Wahrnehmung der Identität kommen. Mit anderen Worten: keine politische Aktion von hohem Niveau ist denkbar ohne die Vorbedingung eines identitären Gedächtnisses, das fähig ist, sie zu lenken. Aber Worte reichen dann nicht aus. Man muß Worte durch Taten bekräftigen können, man muß das Leben einsetzen, und dies muß bis zur Bereitschaft reichen, das Leben zu opfern, wenn es erforderlich erscheint.



► *Dominique Venner hat zur Begründung seines Freitods zwei kurze Texte hinterlassen, in denen er sich allgemein auf die Verteidigung der französischen und europäischen Identität bezieht, konkret die Legalisierung der Homo-Ehe durch die Justizministerin Christiane Taubira anprangert und insgesamt die Teilnehmer an einer für den 26. Mai geplanten Demonstration zu einer Ausweitung der Kampfzone auffordert. Wir dokumentieren auf der folgenden Seite beide Texte in der Übersetzung von Martin Lichtmesz und in voller Länge.*

## Dominique Venners Erklärungen

### Begründung für einen Freitod

Ich bin körperlich und geistig gesund und voller Liebe für meine Frau und meine Kinder. Ich liebe das Leben und habe keinerlei Hoffnungen auf ein Jenseits, allenfalls auf die Fortdauer meiner Rasse und meines Geistes. Da jedoch am Abend meines Lebens mein französisches und europäisches Vaterland in großer Gefahr schwebt, habe ich mich entschlossen, zu handeln, solange es meine Kräfte noch zulassen. Ich halte es für notwendig, mich zu opfern, um uns aus der Lethargie zu reißen, die uns gefangen hält. Ich verzichte auf den Rest Leben, der mir noch bleibt, für einen grundlegenden Akt des Protestes. Ich wähle einen hochsymbolischen Ort, die Kathedrale von Notre Dame de Paris, die ich respektiere und bewundere: das Genie meiner Vorfahren hat sie auf einer Kultsstätte errichtet, die viel älter ist und an unsere weit in die Geschichte zurückreichenden Wurzeln erinnert.

Während viele Menschen sich zu den Sklaven ihres Lebens machen, verkörpert meine Geste eine Ethik des Willens. Ich übergebe mich dem Tod, um die trägen Geister aus ihrem Dämmer-schlaf zu wecken. Ich erhebe mich gegen den Fatalismus. Ich erhebe mich gegen die seelenzerstörenden Gifte und gegen den Angriff individueller Begierden auf die Anker unserer Identität, besonders auf die Familie, der intimen Säule unserer jahrtausendealten Zivilisation. Ebenso wie ich für die Identität aller Völker in ihren Heimatländern eintrete, erhebe ich mich des weiteren gegen das vor unseren Augen begangene Verbrechen der Ersetzung unserer Völker durch andere.

Der herrschende Diskurs kann seine giftige Zwiespältigkeit nicht mehr verbergen. Die Europäer müssen daraus Konsequenzen ziehen. Da wir keine bindende identitäre Religion besitzen, müssen wir auf unsere gemeinsame Erinnerung zurückgreifen, die sich bis zu Homer erstreckt, auf die Schatzkammern all der Werte, auf denen wir unsere zukünftige Wiedergeburt gründen müssen, nachdem wir die Metaphysik des Grenzenlosen überwunden haben, jener unheilvollen Quelle aller modernen Fehlentwicklungen.

Ich bitte alle um Verzeihung, die durch meinen Tod leiden werden: meine Frau, meine Kinder und meine Enkelkinder, ebenso meine Freunde und Anhänger. Ich zweifle jedoch nicht, daß sie den Sinn meiner Geste verstehen werden, sobald der Schock und der Schmerz vergangen sind, und daß sich ihr Kummer dann in Stolz verwandelt. Ich hoffe, daß sie durchhalten werden. Sie finden in meinen letzten Schriften Vorwegnahmen und Erläuterungen meiner Geste.

*Quelle: [www.ndf.fr](http://www.ndf.fr)*

### Der 26. Mai und Heidegger

Die Demonstranten des 26. Mai sind im vollen Recht, ihre Ungeduld und ihre Wut heraus-schreien. Ein schändliches Gesetz, einmal beschlossen, kann auch wieder aufgehoben werden.

Ich habe gerade einem algerischen Blogger zugehört, der sagte: »Auf jeden Fall, in fünfzehn

Jahren werden die Islamisten in Frankreich an der Macht sein und werden dieses Gesetz abschaffen.« Natürlich nicht um uns einen Gefallen zu tun, sondern weil es gegen die Scharia (islamisches Recht) verstößt.

Das ist oberflächlich betrachtet der einzige gemeinsame Nenner zwischen der europäischen Tradition (die die Frau respektiert) und dem Islam (der diese nicht respektiert). Aber die kategorische Ankündigung dieses Algeriers jagt einem Schauer über den Rücken. Die Folgen wären auf ganz andere Weise katastrophal als das verachtenswerte Gesetz Taubiras.

Man muß klar erkennen, daß die Aussicht auf ein künftig islamistisch regiertes Frankreich in den Bereich des Wahrscheinlichen gerückt ist. Seit vierzig Jahren haben die Politiker sämtlicher Parteien (abgesehen vom Front National) wie auch die Spitzen der Kirche aktiv auf diese Entwicklung hingearbeitet, indem sie die afro-maghrebinische Einwanderung mit allen denkbaren Mitteln beschleunigten.

Seit langer Zeit haben namhafte Schriftsteller Alarm geschlagen, beginnend mit Jean Raspail in seinem prophetischen Roman *Das Heerlager der Heiligen*, dessen Neuausgabe Rekordauflagen erreichte.

Die Demonstranten des 26. Mai können diese Realität nicht ignorieren. Ihr Kampf darf sich nicht auf eine Ablehnung der Homohehe beschränken. Der »Große Austausch« der Bevölkerung Frankreichs und Europas, den der Schriftsteller Renaud Camus angeprangert hat, ist eine ebenso große Gefahr für die Zukunft.

Um dieses Los abzuwenden, werden ein paar hübsche Demonstrationen auf der Straße nicht ausreichen. Es bedarf vor allem einer tiefgehenden »intellektuellen und moralischen Reform«, um es mit Renan zu sagen. Diese müßte zur einer Wiedergewinnung der vergessenen französischen und europäischen Identität führen, deren Notwendigkeit immer noch nicht in aller Klarheit wahrgenommen wird.

Dazu müssen gewiß neue Ausdrucksformen gefunden werden, spektakulär und symbolisch, um die Schlaftrunkenen wachzurütteln, um das betäubte Bewußtsein zu erschüttern und die Erinnerung an unsere Wurzeln zu wecken. Wir werden in eine Zeit eintreten, in der Worte durch Taten bekräftigt werden müssen.

Wir sollten uns auch erinnern, daß, wie es auf geniale Weise Heidegger in *Sein und Zeit* formuliert hat, die Essenz des Menschen in seinem Dasein und nicht in einer »anderen Welt« liegt. Es ist im Hier und Jetzt, wo sich unser Schicksal bis zur letzten Sekunde erfüllt. Und diese allerletzte Sekunde hat genauso viel Bedeutung wie der Rest eines Lebens. Darum muß man bis zum letzten Augenblick man selbst bleiben. Nur indem man selbst entscheidet und sein Schicksal wahrhaftig bejaht, besiegt man das Nichts. Angesichts dieser Herausforderung gibt es keine Ausrede, da wir nur dieses eine Leben haben, in welchem es von uns abhängt, ob wir entweder ein Nichts oder ganz wir selbst sind.

*Quelle: [www.dominiquevenner.fr](http://www.dominiquevenner.fr)*

## Verteidiger der verlorenen Angelegenheiten – Autorenportrait Jean Raspail

von Joachim Volkmann

Jean Raspail ist französischer Schriftsteller, Romancier, Abenteurer, Katholik, Monarchist, Visionär – und vieles andere mehr. In Deutschland ist er jedoch vor allen Dingen eines: nämlich nahezu unbekannt, und das völlig zu Unrecht. In Frankreich erzielten seine Bücher Millionenaufgaben, seine Stellungnahmen zur Politik der Fünften Republik und zur französischen Identität sind vom Establishment gefürchtet. In Deutschland hingegen kennt ihn bisher nur ein kleiner Kreis. Vier seiner Bücher sind inzwischen ins Deutsche übersetzt worden, als bisher letztes folgt der Roman *Die sieben Reiter* (1993, dt. 2013 bei Antaios) den Übersetzungen von *Sie waren die ersten* (1986, dt. 1988), *Das Heerlager der Heiligen* (1973, dt. zuletzt 1985) und *Sire* (1993, dt. 2005).

Geboren wurde Jean Raspail im Jahre 1925 in der lieblichen Touraine, im Garten Frankreichs. Im Laufe der Jahrzehnte entstanden über 30 Werke, vom Reisebericht über ethnologische Beschreibungen kleinster Völkerschaften bis hin zum »historischen«, eher: dystopischen Roman. Viele dieser Werke wurden mit höchsten Preisen gekrönt, manche verfilmt. Hier kann nur eine Auswahl vorgestellt werden.

In den fünfziger Jahren beginnt für Raspail eine Zeit abenteuerlicher Reisen und von ihm geleiteter Expeditionen. Er hat unter anderem den amerikanischen Kontinent von Feuerland bis Alaska mit dem Auto bereist und beschrieben, er ist von Québec bis New Orleans mit dem Kanu gefahren, und an Patagonien, dem südlichen Drittel Südamerikas, hat er sein Herz verloren.

Ein Resultat dieser engen Beziehung zu Patagonien ist das Buch *Adiós, Tierra del Fuego*, ein Buch, in dem er unter anderem das Schicksal der dortigen Indianer beschreibt: Im Verlauf der Nord-Süd-Wanderung strandeten die schwächeren, weniger entwickelten Alakaluf ganz im Süden, auch in Feuerland. Sie erteilen uns (durch Raspail) eine kleine Lektion.

Die Alakaluf überlebten in Feuerland Zehntausende von Jahren, weil sie auf primitive, aber äußerst effektive Weise an die unwirtliche Umgebung angepaßt waren. Sie trugen kaum Kleidung, rieben sich zur Wärmeisolation mit Fischfett ein und ernährten sich von dem, was das Meer hergab: Fisch und Muscheln; an guten Tagen gab es Seehund, an sehr guten strandete ein Wal. Und dann kamen die Engländer, und mit ihnen kam die Zivilisation.

Die von den Engländern eingeführten Kleider sogen sich voll Regen, der Wind kühlte die feuchten Kleider aus. Die Tragödie aber kam, als die erkälteten Alakaluf von den Engländern unwissentlich mit Decken versorgt wurden, die mit Krankheiten infiziert waren, gegen welche die Eingeborenen keinerlei Abwehr hatten: Das war ihr Ende.

Und das ist schon typisch für Raspail: die Unvermeidlichkeit des Untergangs dieses der Natur so völlig angepaßten Volkes durch die Zivilisation, die auf diese Kultur einstürzt – eine Unvermeidlichkeit, die völ-

»Sieben Reiter verließen die Stadt. In der Abenddämmerung zogen sie durch das nicht mehr bewachte Westtor der untergehenden Sonne entgegen. Erhobenen Hauptes, ohne sich zu verbergen – anders als all jene, die die Stadt preisgegeben hatten. Denn sie flohen nicht. Sie verrieten nichts. Sie hofften noch weniger. Und sie erlaubten sich keine Illusionen. Leicht das Herz und die Seele frei, kalt funkelnd wie Kristall, gerüstet für das, was sie erwartete. Der Markgraf hatte befohlen – sie marschierten. So einfach war das. Und der jüngste unter ihnen, der kaum sechzehn Jahre zählte, trällerte ein Lied ...«

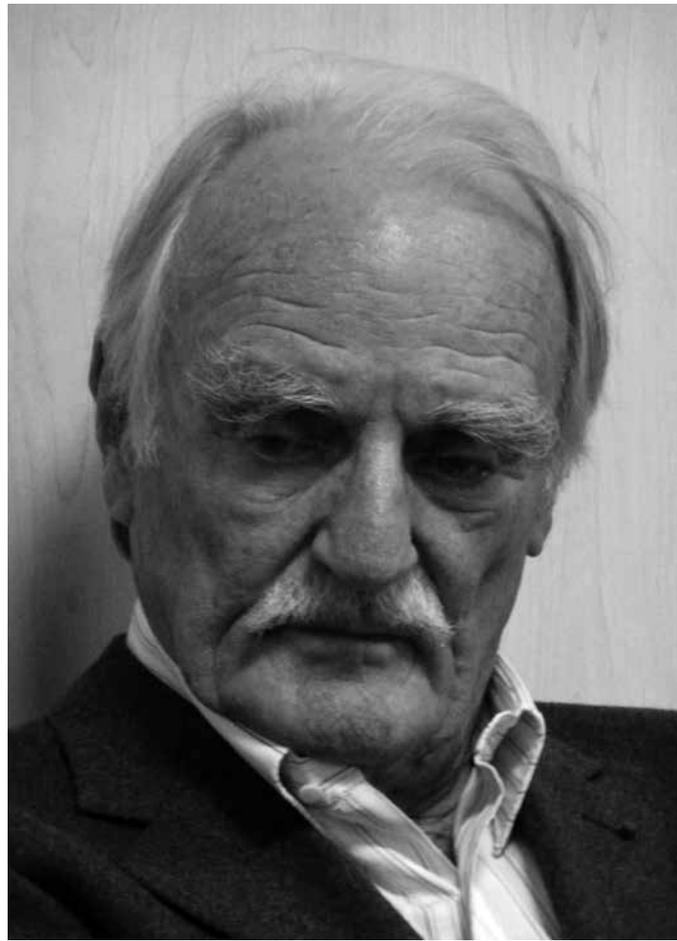
Jean Raspail, *Sieben Reiter*, Schnellroda 2013.

lig unverschuldet: also ganz tragisch ist. Raspail sei der Vorkämpfer der verlorenen Sachen, hat jemand geschrieben. Das beginnt in Patagonien, und es wird zum zentralen Thema in Raspails Leben.

Das Thema »Patagonien« ist damit noch lange nicht erledigt. Eines der wichtigsten Bücher Raspails, das noch einer Übersetzung ins Deutsche harret, ist *Moi, Antoine de Tounens, Roi de Patagonie*, nach einer wahren Geschichte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In der Familie eines Bauernjungen aus dem Périgord erzählt man sich, man sei von hohem Adel, allerdings verarmt und deshalb des Titels verlustig. Der Junge wird Rechtsanwalt, erstreitet vor Gericht in Paris einen Fürstentitel, läßt Visitenkarten mit Fürstenkronen drucken und wird natürlich nicht ernst genommen. Nun ist Patagonien zu jener Zeit noch nicht zwischen Argentinien und Chile aufgeteilt; so hat Antoine de Tounens die Idee, dort ein Königreich zu gründen. Da der damalige französische Kaiser, Napoleon III. ihn und seine Pläne mit Nichtbeachtung straft, verkauft er seine Kanzlei, beleihet die Ländereien seiner Familie. Er wird nach Strich und Faden betrogen: Auf der Reise nach Südamerika schmilzt sein Staatsschatz schnell dahin, sein Siegel, seine blau-weiß-grüne Fahne und seine (vom französischen Kaiserreich abgeschriebene) Verfassung interessieren niemanden. Da bringt er in Patagonien und dem angrenzenden Araukanien einen örtlichen, stark alkoholisierten Indianerstamm dazu, »Eviva el Rey!« zu rufen (da ist er dann tatsächlich König) und unter seiner Führung eine Schlacht gegen die Chilenen zu schlagen (da hat er dann tatsächlich regiert). Weil er diese Schlacht auch noch gewinnt, erklären Argentinier und Chilenen ihn in ansonsten ungewöhnlicher Eintracht für verrückt, und seine arme Familie muß auch noch seinen Freikauf und Rücktransport nach Frankreich finanzieren.

In Paris ist er der König der Schickeria. Alle künstlerischen und gesellschaftlichen Größen seiner Zeit (wir sind, wie gesagt, in der Mitte des 19. Jahrhunderts) werden von ihm, auch gegen Bezahlung, zu Herzögen, Großfürsten und so weiter ernannt. Viermal noch fährt er in sein Königreich, viermal wird er wieder nach Frankreich geschickt. Rührend und zugleich Schlüsselszene ist jene Passage, in der Antoine in Paris in einem Zirkus »Menschenfresser aus Patagonien« entdeckt, die dort zur Erheiterung des Publikums rohes Fleisch essen und auch ansonsten Fremdartiges tun. Der König erkennt seine Untertanen, macht einen mächtigen Aufstand, tobt und kämpft – und kann diese armen Geschöpfe doch nicht befreien.

Die Fin-de-siècle-Schickeria verliert das Interesse an ihm. Der König stirbt einsam und vergessen, bis zuletzt trotz allem auf seine königliche Würde pochend, im Alter von 56 Jahren an Krebs. Er wird in einem Armengrab beigesetzt, sein Leib ist unauffindbar, sein kleines Grabmonument, später errichtet, ist leer. – Und so wird Patagonien zu einem Traum. Zu einem Traum, dem man sich ganz behutsam nähern muß, denn, so Raspail, wenn man das nicht tue, löse er sich auf. Das nun ist patagonisch, das ist Raspail. Denn: aus dem Grab des Königs heraus, schreibt Raspail, habe er, der Auor selbst, die Ernennung zum Generalkonsul des Königreichs Patagonien erhalten. Und so kann man sich um Einbürgerung bewerben, Raspail ernennt Vizekonsuln, Konsuln, es gibt auch eine patagonische Marine, die sich in regelmäßigen Abständen auf den Minquiern, einer winzigen, zur England gehörenden Inselgruppe im Ärmelkanal trifft.



*Jean Raspail und zwei seiner Romane: Die Dystopie Das Heerlager der Heiligen ist auch in Deutschland längst ein richtiges Kultbuch, und Sieben Reiter (hier das französische Cover) wird eines werden. Es erscheint im August 2013 in der edition nordost bei Antaios.*

»Keiner hat sich die Zeit genommen, sich zu verabschieden, ausgenommen mein alter Freund, der Botschafter der Talschaften, der mir, als er ging, diesen seltsamen Satz sagte: ›Der Traum ist zu Ende ...‹ Ich denke, daß er damit meinte, daß die Welt nichts mehr von uns erwartet, nicht einmal den Traum. Und überhaupt, hat sie jemals etwas von uns erwartet? Oder sind wir es etwa, die sie geträumt haben? Das ist wohl das Los der Völker. Sie machen sich Illusionen ...«

Jean Raspail, *Sieben Reiter*, Schnellroda 2013.

Dann wird zum Gedenken an den Falklandkrieg die britische Fahne ehrenvoll eingeholt und die patagonische gehißt, Kaviar gegessen, Champagner getrunken. Die britische Fahne wird mit allen Ehren am nächsten Tag in der britischen Botschaft in Paris abgegeben.

Nichts liegt ferner als der Gedanke, all das sei unernst. Halten wir die bisherigen Botschaften fest: Die Alakaluf sterben aus, weil ihnen Fremdes übergestülpt werden soll. Man will ihnen bessere Lebensweisen aufdrängen, und genau mit dieser eigentlich guten Intention sorgt man für ihr Aussterben. Der Verlust der Identität führt zum Tod. Der König von Patagonien scheitert, natürlich. Aber seine Idee, seinen indianischen Untertanen die Freiheit ihrer Eigenart zu bewahren, sie zu fördern – ist diese Idee denn falsch?

Die Überzeugung, daß eine richtige Sache getan werden müsse, auch wenn keine Aussicht auf Erfolg bestehe, durchzieht Raspails Werk. So wie der König von Patagonien seinen völlig aussichtslosen Kampf kämpft, so aussichtslos kämpft eine zusammengewürfelte Gruppe in *Das Heerlager der Heiligen* für den Erhalt ihrer europäischen Kultur angesichts der Masseneinwanderung einer Million armer Inder. In Deutschland ist der visionäre, dichte, voller Symbolik steckende Roman von 1973 das bisher bekannteste Werk Raspails. Er habe es wie in einem Schaffensrausch niedergeschrieben, berichtete Raspail einmal: Das Buch habe sich quasi selbst verfaßt.

Auch *Sire* beschreibt etwas, das geschehen muß. Die nachts und ganz im stillen erfolgende Krönung des Königs, von deren Folgen der Roman nichts erzählt, ist eine Notwendigkeit angesichts des absolut desolaten Zustandes von Staat und Gesellschaft, angesichts von allgemeinem Niedergang, von Dekadenz und Korruption – der König ist der Garant der Fortdauer, des Lebens der Nation. Die Monarchie, laut Raspail die einzige Regierungsform, die auf Liebe gegründet sei, ist das Gegenbild zu einer als korrupt empfundenen Regierungsform: Innenminister Roth, innerlich längst zur gleichen Erkenntnis durchgedrungen und deshalb kurz vor dem Rücktritt, lacht laut angesichts des Präsidenten und seiner Hunde im Élysée-Palast. Gefragt, warum er denn lache, antwortet er: »Weil du hier sitzt!« Nun kann man angesichts der aktuellen Ereignisse um den Präsidenten Hollande kaum den Gedanken vermeiden, hier handle es sich um eine weitere der Raspailschen Visionen. *Sire* steckt voller offener und versteckter Anspielungen dieser Art, und es ist ein intellektuelles Vergnügen, hinter einer »einfachen« Geschichte eine Fülle von Hinweisen zu entdecken.

An einer Stelle schreibt Raspail, der Erzbischof und das Allerheiligste verließen »Hand in Hand« den Bischofspalast. Das ergibt erst dann einen Sinn, wenn man weiß, daß jener namentlich genannte Erzbischof später aktiv den Kommunismus in Frankreich unterstützte, und wenn man weiß, daß »Hand in Hand« aus dem Refrain eines sozialistischen Liedes stammt. So muß die deutsche Übersetzung dann »Seit' an Seit'« heißen und offenbart ihr kleines Geheimnis dem, der in der Geschichte nachforscht.

Der Kardinal, der den König in Reims krönt, trägt den Namen eines Gegenpapstes, und er stammt aus dem Geschlecht derer von Savoyen, die nicht nur das italienische Königshaus stellten, sondern auch mehrere Selige und Heilige hervorbrachten. Noch in diesem Jahr 2013 soll Marie-Christine, Königin beider Sizilien, seliggesprochen werden. Ein weiteres, schönes Bild: Der frischgesalbte König und seine Schwester sind eineiige Zwillinge (was eigentlich ja unmöglich ist). Sie, die Schwester, stärkt den Bruder in Momenten der Schwäche durch ihr Gebet, durch ihre weibliche Stärke.

Und die Zukunft der Monarchie? Unsere Fürsten seien nicht auf der Höhe der Sache, schreibt Raspail, desillusioniert, in einem Brief an den Autor dieser Zeilen.

Eine recht gnadenlose Analyse des (geistigen) Zustandes der Gesellschaft ist *Sept Cavaliers*. Sieben Reiter brechen aus einer Stadt in einem erträumten Europa des 19. Jahrhunderts auf, aus welcher das Leben sich zurückgezogen hat. Sie suchen außerhalb der Stadt nach Gründen für das Sterben der Kultur, erkunden das verrottete und verkommene Umland. Wie immer bei Raspail sind die Zustandsbeschreibungen so deprimierend, wie die Gegenwart sich manchmal darstellt. Hoffnung und Licht spenden indeß die Charaktere, auch wenn der Roman nicht eben »gut« endet.

Zu einem sympathischen Gegenbild einer als kultur- und identitätslos empfundenen Gegenwart wird auch *Hurrah Zara*. Hier zeichnet Raspail meisterlich die Zustände in Europa vor dem Ersten Weltkrieg nach.

Die Adelsfamilie von Pikkendorff ist in ganz Europa verbreitet. Jeder Zweig der Familie hat die typischen Eigenarten seines Landes, den Charakter seines Volkes, seine Identität. Und so wird jener Erste Weltkrieg zur Urkatastrophe jenes »alten« Europa. Sie reißt die europäische Familie auseinander und führt, wenn man es bis zuletzt weiterdenkt, zu einer gesichtslosen, geschichtslosen, identitätslosen EU. Raspail wird so zum entschlossenen Verteidiger einer Sache, die vielleicht noch nicht verloren, aber sicherlich höchst gefährdet ist. Zum Verteidiger wird er, indem er uns erst einmal klarmacht, was wir verlieren, wenn wir unsere ethnische Identität verlieren oder kampfflos aufgeben. Er sei, sagt er in einem Fernsehinterview aus dem Jahre 2011, seit achtzehn Jahrhunderten Franzose, und er wolle diese europäische, französische Identität behalten, bewahren. Möglicherweise könne eine Mischgesellschaft existieren, vielleicht könne sie sogar gut funktionieren, er wolle sie aber für sich nicht.

Zur französischen Identität gehört eben doch auch die Religion. Wenn auch die Kirche in Frankreich ihre eigene, gallikanische Ausprägung und Besonderheit hatte und hat, so steht sie doch fraglos für die Prägung Frankreichs, so wie das Christentum ja überhaupt unser Europa mehr geprägt hat und nach wie vor prägt, als es, von innen gesehen, wohl den Anschein hat. Charles Maurras hat das erkannt und mußte durch ein tragisches Leben zeigen, daß es so etwas wie einen atheistischen Katholizismus, der einen monarchischen Staat tragen soll, nicht geben kann.

Raspail ist traditioneller Katholik. In seinem Roman *L'Anneau du Pêcheur* (»Der Ring des Fischers«) spinnt er die Geschichte des Pedro de Luna weiter, jenes Papstes Benedikt XIII., der sich zur Zeit des Großen Schismas und der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche am Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts (zu Recht? zu Unrecht? – die Kirche zählt ihn zu den Gegenpäpsten) halsstarrig für den rechtmäßigen Papst hält und in Portugal weiterhin Kardinäle kreierte, die dann ihrerseits nach seinem Tod seine(n) Nachfolger wählen, bis ins 20. Jahrhundert hinein. Es gelingt Raspail meisterlich, die Bedeutung des Papsttums eindringlich zu verdeutlichen, wenn er den letzten dieser Nachfolger (die sich alle nur »Benedikt« nennen), einen völlig armen, alten und schwachen Greis, sich auf den Weg nach Rom machen läßt. Wer diesen Weg im Roman mitgeht, begreift unweigerlich, wie sehr die katholische Tradition (im weitesten Sinne) Quelle unserer Zivilisation ist und welche Rolle das römische Papsttum darin spielt.

Und auch hier gilt, was für alle Romane Raspails gilt, die wir nun vorgestellt haben: Vor dem Hintergrund wesentlicher und bleibender Züge des Pontifikats Benedikts XVI., an welches zur Zeit der Entstehung des Romans (1995) in keiner Weise zu denken war, gewinnt auch dieser Roman fast visionäre Züge.

Am 7. Juli 2013 wird Raspail 88 Jahre alt, und er erlebt, daß seine Anliegen im Bewußtsein der Europäer immer mehr Fuß fassen. Um ihn selbst scheint es in letzter Zeit ruhiger geworden zu sein. Der Autor dieser Zeilen, selbst Vizekonsul des Königreichs Patagonien, hat ihn im telefonischen und brieflichen Umgang immer als sehr freundlich, zuvorkommend, ja großzügig erlebt – er soll aber auch recht ruppig werden können, wenn ihm etwas gegen den Strich geht: Es kann sein, daß er dann, wie man hört, eine Gesellschaft einfach und grußlos verläßt. Das aktuelle Deutschland der Bundeskanzlerin ist ihm nicht sympathisch; eine generell antideutsche Haltung darf man daraus aber keinesfalls ableiten. Und dann ist da ja auch noch die in Frankreich durchaus übliche Unterscheidung zwischen einem preußischen Deutschland und jenen Rheinländern, welche von »rechten« Franzosen für zwangsgermanisierte Romanen gehalten werden ... aber das ist eine andere Geschichte.

Ist Jean Raspail ein Visionär? Er selbst würde es abstreiten, und das tut er auch in dem oben angesprochenen Fernsehinterview. Seine Bücher seien Romane mit Fragestellungen. Keine Visionen, keine Analysen, keine Rezepte. Und doch: wenn zur Zeit der Abfassung dieses Autorenportraits Franzosen seit Monaten gegen die sozialistischen Umbaupläne des Präsidenten Hollande massiv auf den Straßen demonstrieren, dann kann man sicher sein, daß sehr, sehr viele von ihnen Raspail gelesen haben, jenen Raspail, der von sich sagt, er sei stolz, ein »français de souche« zu sein – ein Franzose jener Abstammung, die das Land und seine Zivilisation aufgebaut hat.

Ausgewählte Werke:

*Le Camp des Saints*, Paris 1973, dt.: *Das Heerlager der Heiligen*, Tübingen 1973;

*Moi, Antoine de Tonnens, Roi de Patagonie*, Paris 1981;

*Sire*, Paris 1993, dt. Bonn 2005 (vergriffen);

*Sept cavaliers quittèrent la ville au crépuscule par la porte de l'Ouest qui n'était plus gardée*, Paris 1993;

*L'Anneau du Pêcheur*, Paris 1995;

*Hurrah Zara*, Paris 1998;

*Adiós, Tierra del Fuego*, Paris 2001.

# Reaktion – ein Grundriß

von Karlheinz Weißmann

Der Umgang mit der Reaktion ist lässig geworden. Seit langem sind arrierte Altachtundsechziger zu beobachten, die kokett nicht nur bekennen, ein bißchen »konservativ« zu sein, sondern sich auch in dieser oder jener Hinsicht zu den »Reaktionären« zählen. Dabei gab es Zeiten (und bei unseren romanischen Nachbarn sind sie nicht ganz vergessen), da war der Vorwurf »reaktionärer« Gesinnung kaum zu überbieten, und das spöttische »On est toujours le réactionnaire de quelqu'un« – »Man ist immer der Reaktionär von irgendwem« – half darüber kaum hinweg. Denn im Grunde war »Reaktionär« ein Synonym für »Faschist«, also das absolute Gegenteil dessen, was man sein sollte. Immerhin hatte der Antagonismus den Vorzug der Deutlichkeit und stand in einer Denktradition, die weit zurückreicht.

Auf die Frage: Was ist »Reaktion«?, gibt es im Grunde nur eine Antwort: Dem Rad der Geschichte in die Speichen fallen. So die Formulierung von Karl Marx, der ganz wesentlich dazu beigetragen hat, den politischen Begriff »Reaktion« durchzusetzen. Für ihn wie für die politische Linke und den Liberalismus des 19. Jahrhunderts stand dahinter der Gedanke, daß die Geschichte gesetzmäßig vom Fortschritt bestimmt werde, der die ständige Verbesserung der Menschheit in technischer, politischer und moralischer Hinsicht bedeute. Die Reaktion versuchte diese Bewegung aufzuhalten und dann umzukehren. Die Vertreter des Fortschrittsgedankens waren zwar überzeugt, daß das letztlich unmöglich sei, behielten den Reaktionär aber als Feind im Auge, weil er den Prozeß unterbrechen und fallweise erheblichen Schaden anrichten konnte. Der Reaktionär gehörte für die Progressiven zur Partei des Bösen in einer Welt, die zum Guten bestimmt war und die ihr Ziel ungleich schneller erreichen würde, wenn man der Reaktion keine Gelegenheit verschaffte und ihre Träger ausschaltete. Um es mit einem Marxisten zu sagen: »Wir werden gegenüber den Reaktionären und den reaktionären Handlungen der reaktionären Klassen unter keinen Umständen ein humanes Regiment aufziehen.« (Mao Tse-tung) Ganz im Gegenteil: die linke Avantgarde hat da, wo sie die Macht ergriff, nie gezögert, die Vernichtung »reaktionärer Individuen«, »reaktionärer Klassen«, »reaktionärer Dynastien« und auch »reaktionärer Völker« – von »Völkerabfällen« sprach Friedrich Engels – für notwendig zu erklären und durchzuführen.

Der Siegeszug des Fortschrittsgedankens erklärt hinreichend, warum die Bezeichnung »Reaktionär« bis heute praktisch immer negativ gemeint ist. Selbst die Konservativen distanzieren sich wohlweislich, und die Nationalsozialisten bekämpften ausdrücklich »Rotfront und Reaktion«. Eine Vorstellung, die nicht nur mit Hitlers Anerkennung des Progresses zu tun hatte, sondern auch mit dem revolutionären Charakter seiner Bewegung, die zwar fallweise als Gegenbewegung zu den Revolutionen 1789/1917/1918 definiert wurde, aber in vielem mit deren Methoden und

»Ich behaupte also nicht, daß dem Wort ›Fortschritt‹ keine Bedeutung zukommt; ich behaupte nur, daß es ohne Bedeutung bleibt, wenn nicht zuvor eine Morallehre feststeht, und daß Fortschritt einzig und allein Personengruppen möglich ist, für die diese Lehre verbindliche Geltung hat. Fortschritt ist kein unrechtes Wort, aber es liegt auf der Hand, daß wir nicht berechtigt sind, es zu verwenden. Es ist ein heiliges Wort, das mit Recht nur von Strenggläubigen und in Glaubenszeiten gebraucht werden kann.«

Gilbert Keith Chesterton: *Ketzer. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter*, Frankfurt a.M. 1998.

Zielen übereinstimmte. Wenn der Nationalsozialismus trotzdem gewisse »reaktionäre« Züge hatte, dann erklärt sich das paradoxerweise aus dieser Eigenschaft, denn Revolutionen sind ihrer Absicht nach Reaktionen: nicht in dem platten Sinn, daß sie auf Bestehendes reagieren, sondern in dem wörtlichen, daß es sich dem Grundgedanken nach um »Rückbewegungen« handelt, gemeint ist: Rückbewegungen hin zu einem früheren, weil besseren Zustand.

Die Vorstellung von einem solchen Zurück wurde zwar durch den utopischen Charakter moderner Fortschrittsideologien verdeckt, ist aber nie ganz in Vergessenheit geraten. Deutlich zu erkennen war das Element sowieso in den Bauernaufständen des Spätmittelalters, der Reformationszeit und des englischen Bürgerkriegs, aber auch in der Weltanschauung jener Führer der Französischen Revolution, die unter dem Einfluß Rousseaus standen und eine Welt ersehnten, die wieder einem »Naturzustand« nahekommen sollte, der die Anfänge der Menschheit bestimmt hatte. Ein Konzept, das linke Denksysteme nachhaltig beeinflusste, auch das des »wissenschaftlichen« Sozialismus, für den der Kommunismus nur auf ein höheres Niveau setzte, was den Urkommunismus ausgemacht hatte: Beseitigung von Privateigentum und Ehe, allgemeine Gleichheit, Fehlen des Staates.

Sehr früh haben Anhänger wie Kritiker auf die religiöse Grundierung solcher und ähnlicher Vorstellungen hingewiesen, darauf, daß 1789 eine »schlummernde Religion« geweckt worden sei, denn »der revolutionäre Wunsch, das Reich Gottes zu realisieren, ist der elastische Punkt der progressiven Bildung« (Friedrich Schlegel). Da war der Hinweis unumgänglich, daß in den Ideologien der Linken wie in der jüdischen und der christlichen Eschatologie ein Endzustand vorgestellt werde, der dem Urzustand entspreche: das Reich Gottes zum Schluß, das Paradies am Beginn. Und unter Hinweis auf die moderne Ethnologie könnte man noch einen Schritt weiter gehen und die biblische Vorstellung zurückbeziehen auf eine allgemeine, den reaktionären Menschheitstraum, den Wilhelm Mühlmann als Widerspiel von »Nativismus« und »Chiliasmus« beschrieben hat. Nativismus bezeichnet dann die Sehnsucht nach den reinen Anfängen, Chiliasmus den Wunsch nach einer vollständigen Neuordnung. Beide wollen Zustände, die gekennzeichnet sind durch Egalitarismus und einen Schlaraffenlandcharakter, sie werden angekündigt von Propheten und herbeigeführt durch messianische Gestalten, die nach den apokalyptischen Wehen das »tausendjährige Reich« heraufführen, das nicht nur jede bis dahin bestehende Sozialform aufhebt, sondern als »verkehrte Welt« charakterisiert werden kann, insofern die Gleichen eine Paria-Elite bilden und man so in eine Situation zurückkehrt, die vor der Geschichte gelegen hat, mit ihrer Überlieferung, ihren Hierarchien und ihrer Tragik.

Mühlmann hat darauf hingewiesen, daß es sich bei diesem Konzept um ein universales Phänomen handelt, das erstaunlich ähnlich in allen möglichen Weltgegenden auftrat und weiter auftritt: von den Erhebungen der antiken Juden über die Bogomilen und Adamiten, vom Täuferreich zu Münster bis zur Geistertänzerbewegung in Nordamerika, vom frühen Islamismus der Mahdi-Anhänger bis zu den Mau-Mau in Kenia, von den christlich beeinflussten Boxern in China bis zu den Arioi in Polynesien, die ihr Heidentum verteidigten. Und er bestand darauf, daß sich »Fortsetzungen und Ausläufer jenes Wellenschlages der Empörung und Revolte« auch in der europäischen Moderne finden, sei es im Primitivismus der Kunst oder im Rassismus, sei es in den nationalrevolutionären Parteien oder im Anarchismus, im Terror der Fundamentalismen wie im Egalitarismus des Wohlfahrtsstaats.

Für Mühlmanns Interpretation spielte die Geschichtslosigkeit der ersehnten alt-neuen Welt eine wichtige Rolle. Aber er verzichtete darauf, diesem Aspekt weiter nachzugehen. Das ist um so erstaunlicher, als

*Man rebelliert nie gegen die  
Autorität, sondern nur gegen  
jene, die sie sich zu Unrecht  
anmaßen.*

Nicolás Gómez Dávila

»Den furchtbaren Mechanismus der Dauerrevolution wird der Mensch nur dann los, wenn er lernt, herrschen zu lassen, die – geistig und sittlich – herrschen können, und gehorchen zu lassen, die – wiederum geistig und sittlich – gehorchen wollen.«

Carl Brinkmann: *Soziologische Theorie der Revolution*, Göttingen 1949.

seine Thesen fast zeitgleich mit denen des Religionswissenschaftlers Mircea Eliade entstanden. 1949 hatte Eliade zuerst auf französisch ein Buch veröffentlicht, das in Deutschland unter dem Titel *Der Mythos der ewigen Wiederkehr* erschien. Ein Mythos war für Eliade eine »heilige Geschichte«, mit deren Hilfe die traditionellen Völker alle entscheidenden

Gegebenheiten, ihre Existenz, die Vegetation, die Werkzeuge, die Sexualität, die Riten, erklären konnten. Mythen befaßten sich mit der Entstehung eines bestimmten Gegenstandes oder Sachverhaltes und boten gleichzeitig ein Modell für das menschliche Handeln: Der Mensch in diesen Kulturen erkannte »sich als wirklicher Mensch nur in dem Maß, als er die Götter, die kulturbringenden Heroen oder die mythischen Ahnen nachahmt«.

Sein Bestreben mußte es deshalb sein, die Distanz zu den Vorbildern möglichst gering zu halten, um quasi immer wieder direkt an ihr Tun anknüpfen zu können. *Illud tempus*, die Zeit vor der Zeit, als Götter und Menschen sich noch nahe waren, blieb das Ziel aller Wünsche. Der »Mythos von

der Perfektion der Anfänge« bestimmte nach Eliade die zentralen Riten jeder traditionellen Religion, durch die eine »Vernichtung ... der abgelaufenen Zeit« vollzogen wurde. In kultischen Schauspielen etwa wiederholte man die Schöpfung, gab der Welt in einem sehr real verstandenen Sinn ihre Jungfräulichkeit zurück, die die Geschichte ihr genommen hatte.

Nach Eliade war die »archaische Mentalität« bestimmt vom »Heimweh nach den Ursprüngen«. Was sie trieb, war »ontologische Besessenheit«, ein Versuch, das Werden, wenn nicht zu verhindern, dann doch zu überwinden, »Durst nach dem Heiligen und Heimweh nach dem Sein«. Der Mensch litt an der Veränderung, daher das Bedürfnis nach totaler Reaktion. Aber die Vertreibung aus dem »Paradies der Archetypen« war unvermeidlich. Wollte man sich trotzdem der Geschichte »entgegenstemmen«, blieb nur der Versuch, dem Wandel einen Sinn zu geben, indem man die historischen Ereignisse ihrer Bedeutung beraubte. Das konnte etwa geschehen durch die zyklischen Theorien, die viele antike Kulturen ausbildeten, und deren Kern die Vorstellung war, daß die Zeit, wenn nicht im Kleinen, dann doch im Großen ohne Belang bleibt, daß der Verfall durch die Zeit zwar unvermeidbar, aber begrenzt ist, begrenzt durch einen absoluten Schnitt, der die Zeit vernichtet und einen Anfang wiederherstellt, damit die überlebenden Asen nach der Götterdämmerung sich neu auf dem Ida-Feld versammeln.

Eliade wie Mühlmann vertraten die Meinung, daß das Leiden an der Geschichte und die Sehnsucht nach dem Ursprung allgemeinmenschlich sind. Aber nur Mühlmann verwies auf den irritierenden Zusammenhang mit der »perennierenden Revolution«, das heißt jenem dauernden Prozeß gesellschaftlicher Umwälzung seit der Französischen Revolution, der noch in den weniger dramatischen, dafür um so tiefgreifenderen Folgen des technologischen Wandels zu Lebensverhältnissen führt, die die meisten Erwartungen überbieten, die die »Reaktion von unten« hegte. Umgekehrt ist aber festzustellen, daß Nativismus und Chiliasmus nichts mit Reaktion im politischen Sinn zu tun haben. Ganz im Gegenteil, denn der, der üblicherweise als Reaktionär bezeichnet wird, fordert eine »Reaktion von oben«, und das heißt, daß er gerade das Historisch-Gewordene verteidigt, gegen die Zumutungen des Unhistorisch-Naturhaften, den »Exzeß der Generalisierungen« (Clemens Fürst von Metternich). Für Reaktionäre ist – wie ein Gegner treffend bemerkte – die Geschichte ihr »Gesetzbuch«, und noch jede Berufung auf Legitimität und jede Restauration wurzelt in der Vorstellung, es gelte nicht irgend etwas Vergangenes oder gar einen Urzustand wiederherzustellen, vielmehr gehe es darum, eine Kontinuität zu beleben, einen Bezug auf das konkrete Früher zu nehmen und daran anzuknüpfen, letztlich den »Wert der Erfahrung und der Geschichte« (Julien Freund) zu verteidigen.

*Ein Gewimmel von Würmern  
im Kadaver einer Gesellschaft  
ist, wenn es nach den Demok-  
raten geht, ein Zeichen von  
Gesundheit.*

Nicolás Gómez Dávila

»Was mich mit Angst erfüllt, ist, daß kein Staatsmann der Gegenwart besorgt scheint über diesen Verlust an Substanz und seelischer Kraft, dem Verschwinden der Moral und dem Bruch der vitalen Bindungen, die man in allen Nationen feststellen kann ... Sie sehen nicht, daß der Mensch selbst gefährdet ist im Zentrum seines Handelns.«

António de Oliveira Salazar, nach: Jacques Ploncard d'Assac: *Salazar*, Paris 1967.

Inwieweit das überhaupt noch möglich ist, bleibt dahingestellt. Denn das »Schreckbild einer Menschheit ohne Erinnerung« (Theodor W. Adorno) ist längst kein Schreckbild mehr, sondern Realität, und immer klarer konturiert tritt hervor, daß Geschichtsbewußtsein im anspruchsvollen Sinn eine aristokratische Sache ist. Daher schwindet auch der relative Optimismus, den die ersten Reaktionäre zeigten, und hat sich im 20. Jahrhundert Stück für Stück die Chance verloren, jene Bestände noch aufzufinden, die einen Bezugspunkt für die Reaktion ergeben könnten. »Die Rechte ist unbestreitbar auf dem Rückzug«. Mit diesem Satz bilanzierte Jacques du Perron, ein französischer Autor, der zu den wenigen zählt, die sich offen als reaktionär bezeichnen, die Situation in seinem Buch *Droite et Gauche – Tradition et Révolution*. Die Begründung, die er liefert, ist ebenso nüchtern wie zutreffend: »Unsere antitraditionelle Zivilisation hat schon die stärksten Stützen der Rechten zerstört, angefangen mit dem Ende der Monarchien, der Aversion gegenüber der Kirche, der Schädigung des Bauerntums und auch dem Wandel der Armee.« Nach Meinung du Perrons ist die Rechte nichts anderes als ein Rest jener uralten Ordnung, die auf den Prinzipien der organischen Gliederung, dem Vorrang des Geistlichen gegenüber dem Weltlichen und der Anerkennung von Patriarchat und Familie als den wichtigsten Bausteinen der Gesellschaft beruhte. In dem Maß, in dem diese Basis zerfiel, wurde jede Reaktion unmöglich.

Die Argumentation du Perrons ist wesentlich durch jenen Traditionalismus geprägt, der seine Wurzeln einerseits in einer bestimmten katholischen Denkschule, andererseits in den Lehren jener Esoteriker hat, die sich an René Guénon, Julius Evola oder Frithjof Schuon orientierten, und die Stück für Stück jede Hoffnung aufgaben, irgendeine Art politischer Wirksamkeit zu entfalten. Denn es ist nichts geblieben – und es konnte nichts bleiben – von der Vehemenz reaktionärer Bewegungen wie der Chouannerie in Frankreich, der Tiroler Bauern, der Karlisten in Spanien oder der »Weißen« in Rußland, und es ist nichts geblieben – und es konnte nichts bleiben – von jenen Grandseigneurs der Reaktion, deren letzte Vertreter Gonzague de Reynold, Erik von Kuehnelt-Leddihn und Nicolás Gómez Dávila waren. Der Bedeutungsverlust vollzieht sich zwangsläufig, denn er entspricht einer Bewegung, die in den letzten zweihundertfünfzig Jahre alles aufzehrte, was für den längsten Zeitraum »historischer Existenz« (Ernst Nolte) Geltung hatte.

Der Reaktionär versteht sich immer als Sachwalter des Ganzen, deshalb fällt ihm die Parteibildung schwer. Er glaubte sogar, die Revolution durch »das Gegenteil einer Revolution« (Joseph de Maistre) aufhalten zu können, und hat sich erst dann an einer Gegenrevolution versucht, die letztendlich die Methoden des Gegners übernahm – man sprach früh von »weißem Jakobinismus« oder »weißem Terror« –, um auch daran zu scheitern. Selbst da, wo die Machtmittel zur Verfügung standen, im Spanien nach der Befreiung von der napoleonischen Herrschaft, im Frankreich der Restauration, im Kirchenstaat Pius X., zuletzt noch im Portugal Salazars, gelang es nicht, die perennierende Revolution zum Stillstand zu bringen oder gar ihre Tendenzen umzukehren. Das bedeutet das Ende der Reaktion als politischer Kraft, aber der Reaktionär als Typus ist deshalb nicht verschwunden, und es handelt sich bei diesem Typus auch nicht einfach um den, der wie de Reynold als Berufsbezeichnung »Landbesitzer« eintragen kann und ohne eigenes Zutun von Beständen leben darf, die seine Vorfahren zu besseren Zeiten anhäuften. Gemeint ist nicht der Reaktionär als Erbe, sondern der Reaktionär als Überzeugter, als Partisan einer als richtig erkannten Sache. »Es gibt nichts Dümmeres ...«, schrieb Charles Maurras, »als eine Sache für verloren zu erklären«.

*Das reaktionäre Denken wurde  
des Irrationalismus beschuldigt,  
weil es sich weigert, die Kanones  
der Vernunft den Vorurteilen des  
Tages zu opfern.*

Nicolás Gómez Dávila

Literaturhinweise:

Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.): *Was ist reaktionär? Zur Dialektik von Fortschritt und Rückschritt* (= Herderbücherei Initiative, Bd 14), Freiburg i.Br. 1976;

Jean-Clément Martin: *Contre-Révolution, Révolution et Nation en France 1789–1799*, Paris 1998;

ders. (Hrsg.): *Dictionnaire de la contre-révolution*, Paris 2011;

Thomas Molnar: *La contre-révolution*, Paris 1972;

Wilhelm E. Mühlmann (Hrsg.): *Chiliasmus und Nativismus. Studien zur Psychologie, Soziologie und historischen Kasuistik der Umsturzbewegungen*, zuletzt Berlin 1964;

Jacques du Perron: *Droite et gauche. Tradition et révolution*, Puiseaux 1991.

# Reaktion als geistiges Prinzip

von Harald Seubert

Die Frage der Reaktion ist für einen Konservativen eine Herausforderung, ja vielleicht eine Selbstinfragestellung: Er ist es, der immer wieder darauf verweist, daß man sich vor 3 000 Jahren Geschichte Rechenschaft ablegen können müsse, und dieses Unterfangen stößt den Konservativen mehr und gnadenloser denn je auf die Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen des Bewahrens. Und so scheint der akute intellektuelle *sex appeal* weder vom politischen noch vom Gärtner-Konservatismus (Mohler) und auch nicht vom apologetischen Zurückweichen in einen »Modernitätstraditionalismus« (Lübbe, Marquard) auszugehen, sondern von der Reaktion.

Denn der Reaktionär argumentiert anders: Er hält die Wurzeln (*radices*), die sie ausreißt, der modernen Welt vor. Dies ist sein Prinzip. Die Konturen werden mit konkretem Habitus gefüllt: der Kirche, Monarchie, des Reiches. Die Reaktion bedarf ihrer, doch sie weiß, daß all dies äußerliche nicht ohne weiteres zu restituieren ist. Radikalität der PARRHESIA (freie Rede), der stoisch christlichen Freimütigkeit, ist der Reaktion eigen. Was dann auch immer ihr Gegenstand sei: Sie ist die *actio* der nach dem Maßstab der Welt schon Geschlagenen, sei es das monarchische Prinzip, oder jenes der Katholizität oder auch nationaler Souveränität. Reaktion beruht mithin auf einem geistigen Selbstverständnis, das mit der Fluchtlinie der Moderne, ihrer immer auch zerstörerischen Flucht in Zukunft letztlich weder zusammenbestehen kann noch will.

Unvermeidlich ist hier der Rekurs auf Gómez Dávila, den Denker und Aphoristiker der Reaktion, der sich diese Position offensiv und ohne zu zögern zu eigen machte. Ihm zufolge heißt »reaktionär sein, nicht an bestimmte Lösungen glauben, sondern ein scharfes Gespür für die Komplexität von Problemen haben«. Charakteristisch ist auch Dávilas programmatische Verweigerung, »die Inkohärenz der Dinge zu vergewaltigen«. Der Reaktionär im Sinn Dávilas denkt aus dem Widerspruch. Er wendet sich mit einem polemischen Streich gegen alles, was er »aufklärerischen Rationalismus« nennt.

Den Staat sieht die Reaktion unter dem Vorbehalt der göttlichen Macht. Der große Einwand gegen die Demokratie ist, daß sie den Menschen vergöttere. Es ist alles andere als zufällig, daß reaktionäres Denken in seiner hohen Konsequenz eine Gegen-Theologie gegen die immanenten Theologien der politischen Moderne evoziert – nicht nur in ihrer totalitären, sondern auch in ihrer freiheitlich-liberalen Version. »Unbefragbarkeit und Frommheit« (Botho Strauß) ist ihr eigen, und zugleich, mit Nietzsche, »Aufenthalt in den eisigsten Regionen«.

Reaktion als geistiges Prinzip wäre dann der stehende Pfeil, die Dialektik im Stillstand (Walter Benjamin), die Notbremse, die zu ziehen selbst schon ein revolutionärer Akt ist. Und wenn das »hic Rhodus hic saltus« des Konservativen ausgehöhlt ist, weil dieses Hier völlig korrumpiert ist, weil sein Überlieferungsfaden schon abgerissen ist, dann schneidet die Re-

»Nicht nur, daß der Preis für den Fortschritt unverschämt ist: die Mehrzahl der Fortschritte sind auch noch degoutant und kindisch.«

Nicolás Gomez Dávila, *Aufzeichnungen eines Besiegten*, Wien 1994, S. 97.

aktion die Fäden ab, die der Konservative immer noch als letzte mögliche Anknüpfungspunkte bewahrt.

Von den Klassikern der Reaktion sehe ich ab. Ich gehe stattdessen zu zwei großen Paradigmen (Urbildern) europäischen Denkens, die sich einer Lesart als Zeugnisse der Reaktion öffnen: Platons Periagogé sowie Nietzsches und Heideggers Coenakel der Kehre.

Der Platonische Sokrates fordert die Periagogé, die Umwendung des Geistes auf das in der Idee Wahre. Dadurch erweist er sich als »göttlicher Mann«, als »wahrer Staatsmann« und »einzig Gerechter«. Doch gibt es keine Verbindung zu der realen griechischen Polis. Es gibt nicht einmal eine Genealogie zu Sokrates hin: Kein Solon und kein Perikles kann dafür in Anspruch genommen werden.

Der sophistischen Widerspruchskunst, der Antilektik, setzt Sokrates die Forderung eines LOGON DIDÓNAI (Rechenschaft geben) und damit die Radikalität in der Gewinnung der Wahrheit entgegen. Das Gute ist naturgemäß, es ist nicht bloße Setzung. Damit bricht Sokrates mit der Sophistik als Avantgarde modernen Lebens: der Selbstbefragung als dem Wirbel, der die Polis in Relativität, Sinnkrise und Dekadenz gestürzt hatte. Zugleich weiß Platon, daß die alte Polisethik und ihre Institutionen nicht mehr existieren. Kein faktisches Gebilde genügt den Anforderungen des Ethos. Die PERIAGOGÉ (Blickwendung) gilt der Gerechtigkeit in der Seele, der kleinen Schrift und schließlich der Wendung zu der höchsten Idee, die über die Sphäre der DOXA hinausreicht und EPEKEINA TES OUSIAS, jenseits des Seienden, ist. Dies bedeutet aber politisch, daß die Akademie die innere Polis ist. Die äußere Stadt wird preisgegeben. Platon wendet sich im Namen des »inneren Staates« von ihr ab. Der wahre Staatsmann ist Sokrates, weil er dem NOMOS folgt, dem bleibenden Gesetz, das im Sinne Platonischer Anthropologie und Theologie nur von Gott hervorgebracht worden sein kann, nicht vom Menschen.

Die Richtungsänderung aus der Höhle, die Umkehrung des Blicks gegenüber den Gleichheitserwartungen, dieses Platonische Signum kann zur Grundmatrix der Reaktion werden.

Nietzsche ist in seiner Bestimmung dessen, was vornehm ist, in seinem Eliteverständnis, das nur ein Pathos der Distanz zuläßt, alles andere als der Parteigänger einer Zeit. Er schließt sich dezidiert nicht dem Philistertum, dem selbstverständlichen, bürgerlichen Konservatismus seiner Zeit an. Deshalb kann man diesen großen Unzeitgemäßen als einen radikalen Denker der *Re-actio* verstehen. Er verwirft gleichermaßen konsequent die sozialistischen und liberalistischen Ausprägungen in der Moderne.

Schon in der berühmten zweiten *Unzeitgemäßen Betrachtung* zielt Nietzsche auf eine »monumentalische Geschichtsschreibung«, den Höhenweg der mahnenden, großen Menschen und Exempel der Geschichte. Das höchste europäische Menschsein sieht er jenseits der Sukzessionen der historischen Evolution und erst recht der neuzeitlichen Aufklärung. »Große Politik« ist für Nietzsche die Fähigkeit zu diesem Unzeitgemäß-Sein, ist »Wille zur Macht«, als Selbstüberwindung in der Skulpturierung des eignen Ich. Gewiß ist die faschistisch-megalomane Einverleibung und Trivialisierung Nietzsches im 20. Jahrhundert ein folgenreiches Verhängnis. Schlimmer noch als seine Einverleibungen und Verurteilungen im politischen Ideen-Weltbürgerkrieg des totalitären Zeitalters ist freilich seine Entschärfung zu einem Denker der Differenzen und Nicht-Identitäten.

Nietzsche als radikaler Reaktionär: dies bedeutet zugleich, daß es keinen Anhaltspunkt, keine Gestalten gibt, auf die er zurückgreifen kann. Da ist nichts, das hält, weder Christentum als Habitus, gar Kirche, noch die Monarchie. Er läßt nur die Coenakel gelten, die singuläre und singularisierende Gemeinschaft jener Wenigen, Seltenen, der Freunde und Freundinnen, die er niemals halten konnte. Dies ist eine Reaktion gegen die gesamte abendländische Vernunftgeschichte, die mit Sokrates ihren Sündenfall hatte und vom tragischen Bewußtsein abzufallen begann. Nietzsches Reaktion war in ihrer Radikalität kalt. Sie gab rettungslos verloren.

Der andere Exponent von Reaktion als geistigem Prinzip ist Heidegger: Nachdem er aufgehört hatte, wie es ihm bis zu *Sein und Zeit* notwendig erschienen war, die Sprache der Philosophie dieser Zeit zu sprechen, bricht er eine GIGANTOMACHEIA auf, die große Frage nach dem Sinn des Seins. Allein die Fragedimension von *Sein und Zeit*, zu einer Ur- und

»Das Ewige ist nicht das Fort-währende, sondern jenes, was im Augenblick sich entziehen kann, um einstmals wiederzukehren. Was wiederkehren kann, ist nicht als das Gleiche, sondern als das aufs neue Verwandelnde, eine-Einzige, das Seyn, so daß es in dieser Offenbarkeit zunächst nicht als das Selbe erkannt wird!«

Heidegger: *Vom Ereignis. Beiträge zur Philosophie*. GA 65. Frankfurt a.M. 1989, S. 371.

Grundphänomenologie der Seinserfahrung, reißt die Engführungen der klassischen abendländischen Philosophie auf – und führt so ins Freie. Eine Tendenz, die sich noch einmal in den *Beiträgen zur Philosophie* vertieft, und dies mit dem sprechenden Begriff der »Kehre«. Heidegger thematisiert darin, unter dem arkanen Titel *Vom Ereignis*, die planetarische Welt, ihre Machenschaft, das Gestell. Mit ihm rücken der Bolschewismus und Faschismus und die neue alles überwölbende globale Technik und Ökonomie zu einem Syndrom des »riesenhaften Gestells« zusammen.

Der Gestus der Kehre ist denkbar radikal. Heideggers spätes »An-denken« folgt indes der Einsicht, daß Denken selbst Handeln ist, reaktiver Widerstandsakt gegenüber dem großen Anihilement.

Destruktion und Zerschneiden der alten Tafeln beschreiben bei Heidegger eine fundamentale philosophische Bewegung. Sie hat aber große Reichweite der geistigen Orientierung Europas im Rückgang hinter die Seinsvergessenheit. Es ist keine Tradition, die dies deckt, wenn denn Tradition immer auch ein Kontinuum meint. Heidegger geht es vielmehr um die »Verwindung« jener Tradition, die in den Nihilismus führt.

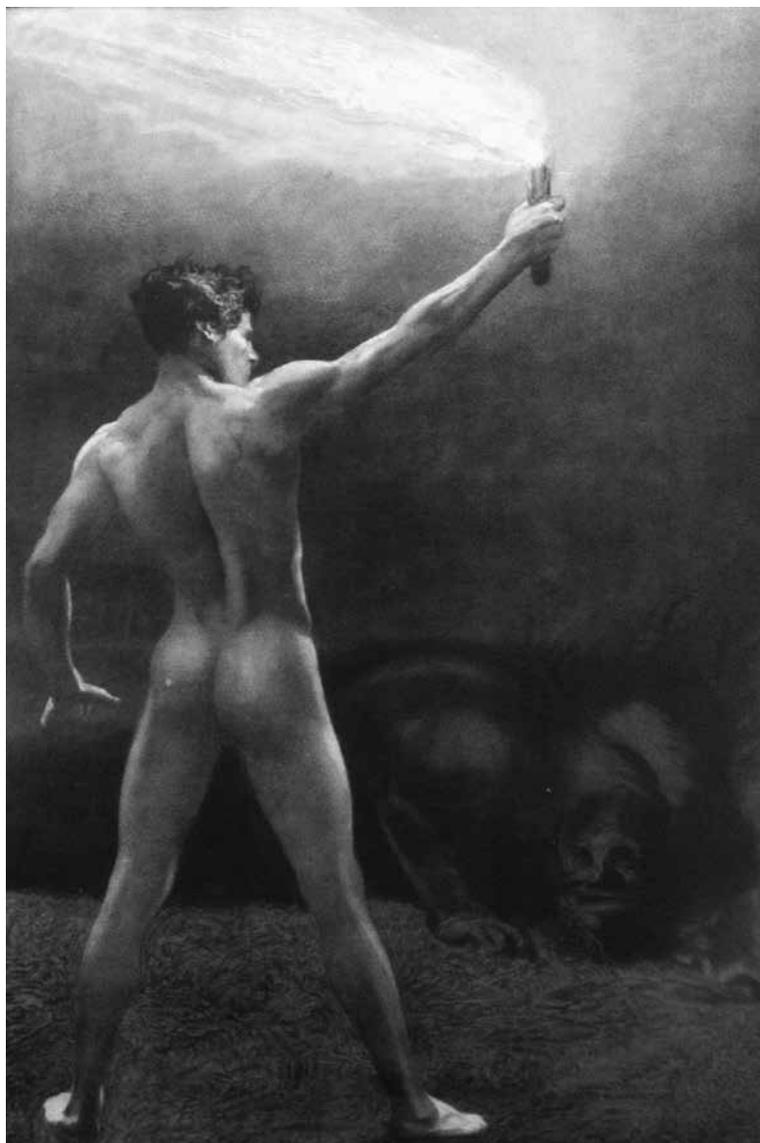
Der späte Rückgang auf die anfänglichen Worte der Philosophie, auch jene der Dichtung, der sich Heidegger zumal in seiner Spätzeit zuwandte, ist jedenfalls nicht ein Rückzug, sondern eine weitergehende Radikalisierung, die Anknüpfungspunkte destruiert. Gadamer hat insofern – nach einer bekannten Aussage von Habermas – Heidegger in der Tat urbanisiert und entschärft. Doch die Annahme eines ungebrochenen Überlieferungsstroms kann, bei genauer Betrachtung, gar nicht statthaft sein.

Anzumerken ist, daß auch die großen christlichen Denker der Moderne, die uns etwas bedeuten können, eher in diesem weiten Sinne das geistige Prinzip der Reaktion in Anspruch

nehmen als die Fiktion eines Begriffskontinuums der Traditionen. Man denke an Dostojewski oder an Solowjew. Sie verweigern sich einer historischen Vorstellung von der Geschichte. Das Kontinuum sehen sie in der bleibenden Wahrheit, nicht im Bewußtsein irgendeiner Epoche. Die Realität im verborgenen Glanz, *splendor*, christlicher Wahrheit erkennen zu lassen, bedeutet letztlich einen reaktionären, nicht einen nur konservativen Akzent.

Dies gilt nicht zuletzt für den katechontischen Geschichtsbegriff, den Carl Schmitt, an den 2. Thessalonicherbrief anschließend ins Feld geführt hat. Der Aufhalter des Antichrist, dessen Stelle nach Schmitt wohl nie ganz unbesetzt gewesen ist, ist Gegenhalt und Gegenpol zu der dahinstürzenden Auflösungstendenz der geschichtlichen Moderne. Die Katechontik läßt sich gerade nicht in die rasende Welle der Aufklärung einbeziehen.

Es gibt aber auch den gegenläufigen Akzent, vielleicht am markantesten bei Hegel. Dort hat der konservative Impetus seine höchste und tiefste Begründung. Die Zerreißen der Moderne, die gegenläufigen Kräfte und Mächte im System der Bedürfnisse sollen im »sittlichen Staat« zusam-



Sascha Schneider, Titel-illustration zu Karl Mays Am Rio de la Plata, 1904/05

mengefaßt und gebündelt sein. Der Staat darf dabei in keiner Weise gegenüber der modernen Legitimationsdimension regredieren.

Die dagegen aufbegehrende Romantik war Hegel begrifflich nicht gewachsen. Sie war indes eine Avantgarde, die aus dem Klappern der mechanistischen Mühle auszubrechen und den Ordo eines Goldenen Zeitalters wiederzugewinnen suchte. Dies implizierte ein »reaktives« Geschichtsverständnis, das nicht in der Fortschrittslinie, sondern in einer Verwandlung des uneinholbar Vortrefflichen, in einer Fülle, die verlorengegangen ist, wurzelt. Man könnte hier von einer kontemplativen Reaktion sprechen, der auch Chateaubriand in seiner tiefschichtigen Erinnerung an die Schönheit des Christentums angehört, mit seinem Requiem auf jene Dimensionen, die in der Säkularisierung gewaltsam destruiert wurden.

Man sollte sich auch darüber nicht täuschen: Der Sezessionist bzw. der Staatspolitiker hat eo ipso einen Zug zur Reaktion; formuliert er doch diese Konzeption im Wissen um das Ende der Staatlichkeit oder doch um ihre Usurpation.

Die Frage bleibt akut: Ist der habituelle Konservative, wenn er erkennbar sein soll, genötigt, zur Reaktion als geistigem Prinzip zu finden? Er könnte sich dabei Graciáns Maxime »Rede wie die Meisten und denke wie die Wenigen!« nahelegen. Daß ein solches Denken überhaupt noch möglich ist, das wäre schon eine Leistung der Reaktion. Sie gewinnt eine innere Souveränität, eine königliche Würde, und sie läßt sich nicht vom Mainstream treiben. Dabei muß einem klar sein, keine bisherige Reaktion kann in irgendeiner Weise Vorbild für das Ethos sein, das aufgegeben ist. Und daher ist es eher die methodische Haltung; nicht aber ein simpler Monarchismus, ein einfacher Rekurs zur ewigen Katholizität, der der Reaktion als geistigem Prinzip Gewicht geben kann. Es ist auch keineswegs die umgekehrte Attitude einer permanenten Revolution.

Es ist aber ein fundamentaler Beginn, eine Radikalität, die das Seelenhaus baut und damit auch den Staatshaushalt verändert, die ENTOS PRACTIS, oder – wie Foucault im Blick auf die Stoa meinte – eine PARRHESIA: die Haltung, wenn die Quellen versiegt sind, der Nihilismus tobt und seine schwarzen Vögel fliegen läßt, wenn der opportune Verrat an den Fundamenten längst das Bürgertum erfaßt hat, wenn eine zeitgeisthörige Kirche abstreitet, daß es der Wende und der METANOIA bedürfe, daß das Böse überhaupt eine Macht sei, wenn sie ihre Selbstsäkularisierung so weit treibt, daß sie sich selbst ad absurdum führt. Wenn die *destruction totale* droht und die Akademiker ein letztesmal sich selbst verraten.

Was kann der Maßstab sein für dieses SIC ET NON, das sich, anders als mit dem Konservatismus, mit der Reaktion verbindet: Es ist das SEIN des Schönen, ein vielleicht portatives Vaterland, eine »andere Moderne« (Michael Stahl): aus dem die Reaktion überhaupt erst schöpft, so wie der »authentische Konservatismus« meint, er könne deren Linie in einem Tradierungskontinuum weitertragen.

Dies bedeutet, die zerklüfteten Landschaften des Widerspruchs zu ertragen gegenüber dem modernen Hauptdogma der Lebenslüge vom guten, perfektionierbaren, ins Unendliche verbesserbaren Menschen. Zugleich aber hat Dávila die kobraschnelle *Re-actio* nicht ohne Grund mit der Haltung des Guerillakämpfers verglichen: »Wir müssen mit jeder x-beliebigen Waffe aus jedem x-beliebigen Gestrüpp auf jede x-beliebige moderne Idee schießen, die allein auf dem Wege vorrückt.«

Der Reaktion ist damit die Melancholie und die saturnalische Tiefe der schon Besiegten eigen, die sublimen innere Gewißheit eines Bundes der Geister, der nicht außer Kraft zu setzen ist, eine Radikalität, die weiß, daß sie sich an die meisten nicht richten kann. Doch das Antidotum zur modernen Massengesellschaft besteht auch darin, daß hier eine elitäre Grundhaltung eingefordert ist, die auf Massenwirksamkeit gerade nicht setzt. »Unnütz jemandem einen Gedanken erklären zu wollen, dem eine Anspielung nicht genügt.« (Dávila) Daher bekenne ich mich zur geistigen Reaktion auch als Summe des Konservatismus. Und ich plädiere auch für sie, freilich im Sinn eines METOPOS: nicht OU-TOPOS. Gemeint ist damit, daß keine Reaktion bislang eigentlich tief genug ging, weil sie sich doch in eine Partei oder ein Ideal verwickelte, und eben nicht Dávilas Diktum vom »Gespür für die Komplexität der Probleme« folgte. Ich verstehe dies auch im Sinn der klassischen Protreptik der Platonischen Akademie: für etwas zu gewinnen – und zugleich zu warnen.

»Faust erwacht aus einer Nacht voll schrecklicher Träume und empfindet das Glück eines neuen Erdmorgens, der ihm Trost und Kraft verleiht, eines neuen Anfanges. So begrüßt er die neue Welt, die sich ihm jetzt öffnet, mit dem herrlichen Vers: »Du Erde, warst auch diese Nacht beständig.«

Ebenso glaube ich, daß der Mensch nach einer schweren Nacht der Bedrohung durch Atombomben und ähnliche Schrecken eines morgens aufwacht und sich dankbar als den Sohn der festgegründeten Erde wiedererkennen wird«.

Carl Schmitt: *Gespräch über den neuen Raum*, Berlin 1994, S. 64.

#### Literaturhinweise:

Nicolás Gómez Dávila: *Aufzeichnungen des Besiegten. Fortgesetzte Scholien zu einem unbegriffenen Text*, Wien 1992;

ders.: *Texte und andere Aufsätze*, Wien/Leipzig 2003;

Eric Voegelin: *Die Krise. Zur Pathologie des modernen Geistes*, München 2008;

Harald Seubert: *Polis und Nomos. Untersuchungen zu Platons Rechtslehre*, Berlin 2005;

Manfred Riedel: *Vorspiele zur ewigen Wiederkunft. Nietzsches Grundlehre*, hrsg. von Harald Seubert, Köln/Weimar/Wien 2012;

Manfred Riedel: »Exstirpation des deutschen Geistes«. Nietzsches Kampf gegen das Bismarckreich«, in: Eckart Conze/Ulrich Schlie/Harald Seubert (Hrsg.): *Geschichte zwischen Wissenschaft und Politik. Festschrift für Michael Stürmer*, Baden-Baden 2003, S. 206 ff;

Martin Heidegger: *Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis)*, Frankfurt a.M. 1989 (GA; 65).

# Krankheit und Gesundheit – Variation über ein Thema

von Martin Lichtmesz

## I.

»Mishima war doch krank«, hörte ich einmal abwinkend einen Konservativen des eher erdwüchsigem, bodenständigen Schlages sagen. Seit ich sechzehn Jahre alt bin, faszinieren mich die Gestalt Yukio Mishimas und seine symbolische Revolte gegen die Moderne. Vermittelt wurde diese Faszination vor allem durch den Film von Paul Schrader, *Mishima – A Life in Four Chapters* (USA 1985). Die ekstatisch explodierende Musik von Philip Glass ließ keinen Zweifel daran, daß das theatralische Ende des gefeierten Schriftstellers durch öffentlichen rituellen Selbstmord (Seppuku) als finaler Triumph zu verstehen war.

Nun also: konservative Kritik an dieser Ikone – aber nach kurzem Durchsickern wurde mir zu meiner eigenen Verblüffung klar, daß ich in zwanzig Jahren kein einziges Mal den Gedanken gefaßt hatte, Mishima könnte »krank« gewesen sein. Dabei war diese Tatsache mehr als evident. Mishima war ein homosexueller Narziß, der seine Kindheit in sozialer Isolation verbracht hatte, die körperliche Schwäche und Kränklichkeit seiner Jugend durch eine mühsam erarbeitete heroische Physis kompensierte, ein zwanghafter Selbstdarsteller, der zeitlebens in sadomasochistischen Todesphantasien schwelgte. Man mag, je nach Blickwinkel, darin die Fassade oder den Schlüssel seines Lebens sehen. »Mishima ist kein Vorbild«, sagte bei anderer Gelegenheit ein junger Künstler zu mir. Ich zuckte die Schultern. Auf die Idee, er könne ein »Vorbild« sein, war ich ebenfalls noch nie gekommen. Alles, was mir einfiel, war, daß Mishima eben nicht Mishima gewesen wäre, hätte er sein Leben inmitten eines beschaulichen bürgerlichen Daseins beendet.

## II.

1978 erschien eine Polemik der an Krebs erkrankten Kulturkritikerin Susan Sontag, die sich vehement gegen die Vorstellung wandte, »Krankheit« könne als »Metapher« verstanden werden. Sie antwortete damit auf den damals gängigen Mythos von der »Krebspersönlichkeit«, der vor allem auf den exzentrischen Psychoanalytiker Wilhelm Reich zurückgeht. Ein Rezensent von Sontags Buch skizzierte diesen hypothetischen Typus so: »Ein Mensch, der emotional träge ist, ein Verlierer, langsam, bürgerlich, der seine natürlichen Gefühle unterdrückt hat, besonders seinen Zorn.«

Dies entsprach ziemlich genau dem Bild, das im deutschen Sprachraum durch den postum veröffentlichten Roman *Mars* des Züricher Lehrers Fritz Zorn (eigentlich, fast schon omenhaft: Federico Angst) weite Verbreitung fand. Der dreißigjährige, unheilbar krebserkrankende Autor beschreibt darin sein Leben im bürgerlich-wohlhabenden Milieu als Schule des Konformismus und der emotionalen Vergletscherung, die ihn, den äußerlich erfolgreichen und perfekt angepaßten, in eine Hölle der Depression gestürzt und letztlich den Krebs als psychosomatisches Symptom er-

zeugt hatte. Buchtitel und Autoren pseudonym signalisierten eine Kriegserklärung, die sich nicht nur gegen sein falsches Selbst und die eigene Familie, eine »der allerbesten des rechten Zürichseeufers, das man auch die Goldküste nennt«, sondern gegen das gesamte Schweizer Bürgertum überhaupt richtete. Zorn sah in seiner Krankheit ein exaktes Spiegelbild seiner von toten Seelen bevölkerten Umwelt. Ihr Ausbruch läutete einen Prozeß des Erwachens ein, der sich in Haßtiraden und Anklagen entlud. Wer kann sagen, ob es für ihn auch andere Ventile gegeben hätte?

Armin Mohler schildert in seinem Essay »Was ist los mit der Schweiz?« (1981) sein Heimatland zwar in weniger grellen Farben als sein Landsmann – die Essenz der Kritik ist aber dieselbe: »Wenn ich geblieben wäre, hätte ich mich als Schaufensterzertrümmerer aufgerieben«, schreibt Mohler. Dem stickigen bürgerlichen Konsens der Schweiz – der bei Mohler Symptome von »monumentaler Unterernährung« erzeugte – könne man sich mit einem bestimmten Temperament nicht unterordnen, ohne erhebliche »seelische Schäden« zu riskieren. Der Mars des Fritz Zorn wandte sich nach innen, derjenige Mohlers nach außen: um sich zu kurieren, versuchte er sich – erfolglos – in ein Kriegsabenteuer als Freiwilliger der Waffen-SS zu stürzen.

*Mars* wurde zum Kultbuch einer Generation, die gierig nach Erklärungen und Heilmitteln für ihre Gefühle der Entfremdung, der Sinnlosigkeit und der fehlenden Authentizität suchte. In diesen Zusammenhang gehörten auch die ins Gesellschaftspolitische gewendeten Theorien der »Anti-Psychiatrie«. Psychiater wie Ronald D. Laing und Thomas Szasz setzten sich dafür ein, psychische Krankheiten vom biologischen wie auch psychoanalytischen Verständnis zu lösen, um sie vor allem unter den Gesichtspunkten der sozialen Interaktion und der Existenzphilosophie zu verstehen. Diese Konzepte gingen so weit, die Existenz von »Geisteskrankheiten« im herkömmlich verstandenen Sinne zu bestreiten.

Als nun Susan Sontag forderte, Krankheit dürfe nur als zufälliges biologisches Malheur und nichts anderes verstanden werden, hatte sie als eine der führenden Linksintellektuellen ihrer Zeit vielleicht auch mit einer narzißtischen Kränkung zu kämpfen: Denn nun hatte sie die angebliche Krankheit der verklemmten Bourgeois bekommen. In den späten achtziger Jahren dehnte Sontag ihre Kritik auf die Wahrnehmung von AIDS als Zeitsignatur aus. Insbesondere wandte sie sich gegen die moralische Auffassung der Infektionsseuche, die in ihr eine Folge von promiskem (zumeist homosexuellem) Sex und exzessivem Drogenmißbrauch sah, wenn nicht gar ein selbstverschuldetes Strafgericht. Der Kranke wäre nach Sontag also stets als Opfer zu betrachten, das zu Unrecht zum Täter erklärt wird, indem ihm mythologisierende Interpretationen aufgenötigt werden, die Schuld- und Schamgefühle hervorrufen sollen. Dabei verkannte sie nicht nur, daß Promiskuität und Drogensucht aller linken Moralumwertungen zum Trotz kaum in den Zustand der »Unschuld« erhoben werden können.

»Daß der Kranke ein Verunreiniger ist«, schrieb Hans Blüher in seinem *Traktat über die Heilkunde* (1926), »dieses sichere Gefühl« sei »psychologisch nicht aus der Welt zu schaffen«, ebensowenig wie das eigentümliche Schuldgefühl gerade des seelisch Kranken, des Neurotikers. Jede Krankheit hat ein metaphysisches Echo im Erkrankten, das mal schwächer, mal stärker klingt; und jede Krankheit führt in die Zone der »letzten Dinge«. Die Formel Blühers für die Heilung: Sie ist beim Menschen nicht einfach nur Wiederherstellung des Organismus wie beim Tier – sie bedeutet vor allem die Wiederherstellung der Person. Und diese Wiederherstellung ist auch immer »das eigentliche Thema des Gebetes.« Er war davon überzeugt, daß die Natur ihre eigenen Heils- und Beharrungskräfte in sich berge, andernfalls trüge sie einen rein satanischen Charakter. In der Sprache der Theologen: Die Gnade setzt die Natur voraus.

### III.

Können Familien, Völker, Kulturen, Kollektive, Rassen ebenso »erkranken« wie der einzelne Mensch? »Gibt« es wirklich so etwas wie einen »Familien-« und »Volkskörper«, der einen physisch-biologischen und metaphysischen Zusammenhang hat? Entsteht und vergeht eine Kultur wie ein Organismus, ist sie gar ein Organismus? Sterben Kulturen an Alterschwäche wie Menschen, Pflanzen und Tiere, sind ihre Dekadenzerscheinungen nur die Abbruchbirnen und Maden, die über einen hinfalligen

»Ihr Gesunden! Was bedeutet eure Gesundheit? Die Augen der Menschheit sind auf den Abgrund gerichtet, in den wir stürzen. Es sind die sogenannten Gesunden, die die Welt an den Rande des Ruins gebracht haben. Höre, Mensch! In dir Wasser, Feuer, Asche und in der Asche die Knochen. Die Asche und die Knochen! Wo bin ich, wenn ich nicht in der Wirklichkeit bin, oder in meiner Phantasie? Hier ist mein neuer Pakt mit der Welt: die Sonne muß scheinen bei Nacht, und es muß schneien im August. Große Dinge enden, kleine Dinge überdauern. Die Gesellschaft muß wieder eine Einheit bilden, anstelle derart zerstückelt zu sein. Seht euch nur die Natur an, und ihr werdet sehen, daß das Leben einfach ist. Wir müssen zum Anfang zurückkehren, zu dem Punkt, an dem alles den falschen Weg nahm. Wir müssen zu den Grundlagen des Lebens zurückkehren. Was ist das für eine Welt, in der es eines Verrückten bedarf, um euch zu sagen, daß ihr euch schämen müßt!«

Andrej Tarkowskij: »Rede des Verrückten«, in: *Nostalgia* (I/UdSSR 1983)

Organismus herfallen, dessen Zeit abgelaufen ist? Die Frage, ob in Metaphern gesprochen wird oder nicht, spitzt sich hier dringlich zu: denn von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob wir an dieser Stelle Heil und Heilung erhoffen dürfen oder nicht (womit nicht notwendigerweise unser biologisches Überleben gemeint ist).

Frank Lisson zeichnet in seinem Buch *Die Verachtung des Eigenen* (2012) eine geradezu epische Fieberkurve der »abendländischen Geschichte«, die nach allgemeinem Konsens der meisten Betrachter an ihrem Ende oder zumindest in einer beispiellos kritischen Phase angekommen ist. Viele Leser, die bei Lisson Einblick in »Ursachen und Verlauf des kulturellen Selbsthasses« in Europa suchten, wandten sich mit bangen Fragen an den Autor: Ist diese eine Krankheit zum Tode? Gibt es eine Medizin dagegen? Fragen, die von diesem verworfen wurden – wir seien »gezwungen, uns mit der Diagnose zu begnügen«: »Das Gefühl der Ohnmacht verliert dann an Macht, wenn man meint, die Ursachen der Ohnmacht zu kennen. Deshalb gehört die Diagnose inzwischen selber zum Symptom: die Intellektuellen, die begabt und mutig genug sind, das Übel zu erschauen und beim Namen zu nennen, verhalten sich wie Ärzte, die ein Krankheitsbild beschreiben. Sie sagen etwa: so steht es um uns; wir sind ›von Feigheit paralyisiert‹. Sie sagen es, wie Priester sagen: wir sind voll Sünde. Und beide wissen, niemand kann dieser ›Wahrheit‹ entfliehen; will es vielleicht auch gar nicht, denn niemand fühlt sich direkt angesprochen.« Die Intellektuellen verhalten sich »wie« Ärzte und Priester, sind also weder das eine noch das andere. Ebenso bleiben »Krankheit« und »Sünde«, »Diagnose« nur Metaphern. Aber wofür? Die Analysen der Intellektuellen führen unterm Strich nur noch tiefer in das Rätsel und nicht weiter als der Dialog aus Robert Bressons Film *Le diable probablement* (Frankreich 1977): »Es ist wahr, daß uns irgend etwas gegen unseren Willen treibt ... Wer ist es, der sich über die Menschheit lustig macht? Wer ist es, der uns an der Nase herumführt?« – »Der Teufel, möglicherweise!«

Nehmen wir jedoch Krankheit und Sünde im verbindlichen Sinne, so müssen wir annehmen, daß die »Wahrheit« so lange in den Gänsefüßchen des Subjektivistischen steckenbleiben wird, solange sich der einzelne nicht »direkt ansprechen« läßt. Das ist ganz buchstäblich zu verstehen. Der Mensch, der dem Arzt gegenübertritt, so Blüher, erbitte nicht eigentlich die Befreiung von diesem oder jenem beliebigen Übel, besonders, wenn es sich um seelisches Leiden handelt. »Er meint: befreien Sie mich. Das sieht jeder Kranke in der dritten Stunde ein, nachdem er den Jargon der gewöhnlichen Medizin abgeworfen hat. Er weiß, daß die schicksalsgeladene Verbindung zwischen seinem lieben Ich und dem Selbst der Ursprung aller seiner Leiden ist; es ist dann gleichgültig, woran er leidet.«

#### IV.

Auch Susan Sontag hatte sich häufig des metaphorischen Gebrauchs von »Krankheit« schuldig gemacht, am berüchtigsten wohl in ihrem Satz, die »weiße Rasse« sei das »Krebsgeschwür der Menschheitsgeschichte«. In der Tat scheint die Analogie des menschlichen Körpers mit Körperschaften der menschlichen Gesellschaft (wie etwa Staat, Volk, Nation) ebenso unwiderstehlich wie sinnfällig zu sein – was auch einer der Gründe sein mag, warum sich Sontag so vehement dagegen gewehrt hat.

Das Bewußtsein der abendländischen Krise hat in den Jahrzehnten nach 1945 im Gefolge von Atomaufrüstung und Umweltzerstörung eine planetarische Dimension erlangt. Im 20. Jahrhundert hatte die Macht des Menschen über die Natur in einem solchen Maße zugenommen, daß man begann, um ihr Fortbestehen zu bangen. Die »Lungen« der Erde werden bis heute durch Regenwaldrodung und Luftverpestung beschädigt, ihre Meere, Seen und Flüsse durch Öl, Abfälle und Chemikalien verschmutzt und dauerhaft vergiftet, während die Artenvielfalt der Fauna und Flora rapide abnimmt. Gleichzeitig breitet sich die menschliche Population explosionsartig über den Planeten aus, so daß manche Zyniker schon soweit sind, in der mißratenen Spezies insgesamt ein wucherndes Karzinom zu sehen. Eine Krebszelle scheint von einem blinden, »egoistischen« Willen getrieben zu sein. Sie breitet sich so lange ungeachtet ihrer Rolle in der Ganzheit des Organismus aus (»emanzipiert« sich sozusagen), bis sie ihren Wirt vernichtet und damit ihre eigene biologische Grundlage untergraben hat. Mit präziser Analogie kann man auch den Menschen der Hei-

»Wenn der Mensch in sich Knochen hat, Stützen und Armatur des Fleisches, – die Welt hat das Gestein, Stützen der Erde; wenn der Mensch in sich den See des Blutes hat, wo die Lunge im Atmen wächst und abnimmt, der Körper der Erde hat sein ozeanisches Meer, das, auch dieses, wächst und abnimmt, alle sechs Stunden, beim Atmen der Welt.«

Leonardo da Vinci

deggerschen »Seinsvergessenheit«, der zur Natur nur mehr in einem blinden Nutzungsverhältnis steht, als Krebszelle betrachten: er sägt sich den berühmten Ast ab, auf dem er sitzt.

Dieses Bild läßt sich ohne weiteres mit der Kritik am Liberalismus kurzschließen, der das Individuum aus dem Ganzen herauslöst und es zur »Selbstverwirklichung« ermuntert, als wäre es eine Krebszelle. Hier ist auch der Ort, an dem das berühmte Böckenförde-Diktum ansetzt: »Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.«

Ähnliche Analogien kann man finden, wenn man die Ausbreitung des AIDS-Virus als Metapher für gewisse Dispositionen der westlichen Welt betrachtet (ungeachtet der Tatsache, daß die meisten AIDS-Kranken in Afrika leben). Dies gilt vor allem für seinen Charakter als Auslöser von Immunschwäche. So spricht Guillaume Faye vom »geistigen AIDS«, das die liberalen Gesellschaften des Westens befallen habe. Im Zustand der Dekadenz seien sie nicht mehr imstande, sich gegen destruktive Einflüsse zu wehren, was sich auch im zweischneidigen Kult der »Toleranz« äußere. Wie ein Körper, dessen Immunsystem nicht mehr fähig ist, schädliche Viren als »Feinde« zu erkennen und abzuwehren, so wird in den westlichen Gesellschaften all das »toleriert« und als »Bereicherung« begrüßt, was das Eigene verändert, verdrängt, korrumpiert und am Ende zerstört, während sich die letzten noch vorhandenen Abwehreffekte auf jeglichen Versuch einer Stärkung des eigenen Immunsystems richten.

Gegen einen solchen Gebrauch der Krankheitsmetapher schrieb Sontag: »Die Verwendung des Krebsbegriffs im politischen Diskurs fördert den Fatalismus und rechtfertigt ›strenge‹ Maßnahmen – und bekräftigt zugleich die weitverbreitete Auffassung, daß die Krankheit notwendigerweise tödlich ist.« Hier erkannte sie zu Recht, daß eine solche Auffassung in Paranoia und den Fanatismus der Säuberung umschlagen könne. Bald ist der politische Gegner so weit enthumanisiert, daß er nur mehr als Infektionsherd und Bazillenträger wahrgenommen wird, während man gar nicht mehr sieht, wie viele Viren man selber mit sich trägt (ein typisches zeitgenössisches Beispiel sind gewisse liberale »Islamkritiker«, die auf Scylla reiten, während sie wider Charybdis wüten). Dann ist es nicht mehr weit bis zur Kakerlakensprache der totalitären Bewegungen. Wir kennen ihre Versuche, »kranke« und »dekadente« Gesellschaften mittels einer Roßkur zu heilen.

Am deutlichsten zeigt sich dies am Nationalsozialismus, in dem sich die Überemphase biologischer Gesundheit auffällig mit einer erhöhten Infektionsangst verband. Auch hier gilt: wer etwas ständig betont, tut das nicht, weil er es hat, sondern weil er es nötig hat. Man kann, analog zur Idee der »Gleichheit«, auch in die Idee des »Gesunden« als mythisch-ideologisches Konstrukt flüchten. Man muß Harald Harzheim wohl recht geben: »Wo immer jemand im politisch-gesellschaftlichen Kontext von ›Gesundheit‹ redet, da ist totaler Wahnsinn zu erwarten.« Heute erscheint der Nationalsozialismus ironischerweise als Ausgeburt des Kranken und Psychopathologischen schlechthin, und dieses Bild hat auch dann einige Wahrheit auf seiner Seite, wenn man die dicke Schicht zeitgenössischer Dämonologie außer acht läßt.



Otto Dix: *Die Irrsinnige*, 1925

## V.

»Zunächst kann es ja selbst dem philiströsesten Denken kaum zweifelhaft sein, daß jeder Mensch durch Krankheitszustände lernt: der kranke Organismus ist unruhiger und darum lernbegieriger; empfindlicher und darum lernfähiger; ungarantierter und darum wachsam, scharfsinniger, hellhöriger; in dauernder Gewohnheit und Nachbarschaft der Gefahr lebend und darum kühner, unbedenklicher, unternehmender; näher der Schwelle der jenseitigen Seelenzustände und darum unkörperlicher, transzendent, vergeistigter.«

Egon Friedell

Gottfried Benn rechnete 1930 in einer Buchrezension mit dem modernen Mythos der »Gesundheit« und seinen »biologischen Züchtungswerten« ab. Er behandelt darin die »Geniefrage«, eines der »leidenschaftlichst umkämpften Themen der Menschheit überhaupt, aktuell seit zwei Jahrtausenden, seit Sokrates meinte, der Wahnsinn sei kein Übel schlechthin, sondern durch ihn seien die größten Güter über Hellas gekommen, seit Plato lehrte, das Lied des nichts als Vernünftigen verklinge neben dem Verzückten.« Nach einer genüßlichen Aufzählung der körperlichen und psychischen Gebrechen der Genies der Weltgeschichte, deren »innere Ausgangsstationen ... Krankheit, Selbstmord, früher Tod, Rauschsucht, Kriminelles, Abnormität und ganz besonders deutlich und massiv: die Psychose« seien, kommt Benn zu dem Schluß: »Genie ist Entartung« – wobei er allerdings hinzufügt, daß zum echten Genie als Ausgleich auch immer ein »kräftiges Stück Gesundheit und Spießbürgertum« dazugehöre. An diesen »immobilen bürgerlichen Schichten« breche sich das »Dämonische« dafür ganz »besonders wirkungsvoll.«

Sehr ähnlich formuliert es Egon Friedell in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit*, in der er das Genie ebenfalls in einem Spannungsfeld zwischen Lebensschwäche und Lebentüchtigkeit ansiedelt. Sein »Exkurs über den Wert der Krankheit« führt jedoch weit über die spezielle Geniefrage hinaus: Er sah in der Krankheit eine der wichtigsten Triebfedern des Geistigen und Schöpferischen überhaupt. Man kann über »Krankheit und Gesundheit« also nicht sprechen, ohne den »schmalen Grat« zu beschreiben, den Erik Lehnert in *Sezession* 53/2013 benannte. Es ist offensichtlich ebenso falsch, das (altberlinerisch gesagt) »Doof-Normale« wie das »Abnormale« an sich als das »Echte, Eigentliche, Magnetische« zu verabsolutieren oder gar zu verklären. Aber falsch ist es auch, die ewige Frage nach dem »wahren Leben«, dem »Authentischen«, dem »Selbst« oder dem »eigentlichen Menschen« (oder wie immer man es nennen mag) mit der Behauptung einzuschachteln, das alles gäbe es nicht. Ein Unterfangen, das ohnehin zum Scheitern verurteilt ist: die Erfahrung von Krankheit, Sünde und Entfremdung bleibt der Stachel, der das Verlangen nach Heilung, Erlösung und Unmittelbarkeit »von Angesicht zu Angesicht« nicht zur Ruhe kommen läßt.

## VI.

»Reaktionär sein heißt nicht, toten Vergangenheiten zu verfallen, sondern sich aus einer tödlichen Krankheit zu reißen.« Dávila spricht hier von einer entschiedenen Wendung wider sich selbst, nicht gegen eine kranke Gesellschaft. Wer gegen die »Dekadenz« im Außen kämpfen will, muß zuerst jene im Inneren erkennen und bekämpfen. Man mag ihre Agenten in der eigenen Seele mit den christlichen Todsünden benennen, man mag für sie auch moderne Begriffe oder Bilder finden – das ist im Grunde gleichgültig. An einer anderen Stelle schreibt Dávila, nur scheinbar widersprüchlich: »Eine kranke Seele zu heilen, bedeutet fast immer, sie ihrer einzigen Spiritualität zu berauben.« Es gibt keine Gnade ohne die Sünde, kein Leben ohne den Tod, keine Gesundheit ohne die Krankheit, keine Spiritualität ohne den Konflikt, der niemals ein Ende nimmt. In diesen Bereich gehört auch das berühmte Bild von Ernst Jünger, der im *Abenteuerlichen Herzen* (1929), die »Seelen von Grandeza« beschwört, »die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt«, die zwischen den Füttertrögen der Zivilisation schleichen »gleich Fieberkranken«, jene also, die deswegen erkranken, weil sie nicht imstande sind, sich forschfröhlich ein- und unterzuordnen, die Schnauze in den Trog zu stecken und als Schweinchen unter Schweinchen zu dinieren – welche sich gewiß für »gesund« und »normal« halten, und dabei Quarantänen für alle vorbereitet haben, die nicht mitgrunzen wollen. Es ist kein Anzeichen von Gesundheit, sich einer zutiefst kranken Gesellschaft anzupassen. Und wer, dessen Augen offen sind, will zweifeln, daß wir in einer »Zivilisation des Todes« leben? Ein Zurück in die bürgerliche »Gesundheit« oder die Unschuld der Unkenntnis der Lage kann es für solche Seelen nicht geben, nur ein Vorwärts zu ihrer eigenen Form von Gesundheit, wo sich zeigen kann, wieviel »Grandeza« tatsächlich in ihnen steckt. Auf diesem Weg, der wie jeder Heilungsprozeß entlang krummer Pfade verläuft, wird gehobelt, und wo gehobelt wird, da müssen Späne fliegen.

Literaturhinweise:

Susan Sontag: *Krankheit als Metapher & Aids und seine Metaphern*, München 2003;

Hans Blüher: *Traktat über die Heilkunde*, 2., erweiterte Auflage, Stuttgart 1950;

Frank Lisson: *Die Verachtung des Eigenen*, Schnellroda 2012;

Fritz Zorn: *Mars*, München 1977;

Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit*, Bd. 1, München 1927;

Armin Mohler: *Wider die All-Gemeinheiten*, Krefeld 1981;

Henry Scott-Stokes: *Yukio Mishima. Leben und Tod*, München 1986;

Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz*, Berlin 1929;

Gottfried Benn: »Das Genieproblem«, in: ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. III, Prosa 1, Stuttgart 1987, S. 278–291.

## Autoren dieses Heftes

Felix Dirsch, 1967, studierte Theologie, Politische Wissenschaften und Philosophie und arbeitet als Dozent in der Erwachsenenbildung.

*Authentischer Konservatismus: Studien zu einer klassischen Strömung des politischen Denkens*, Berlin 2012

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.

*Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen*, Wien 2013;

*Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkens*, Schnellroda 2009

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

*Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb*, Schnellroda 2013 (3. Auflage)

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

*Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose*, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

*Vordenker*, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

*Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate*, Schnellroda 2011

Johannes Ludwig, 1988, ist Leutnant im Bataillon für Operative Information und plant eine grundlegende Studie über die Ethik des Dronenkrieges.

Prof. Dr. Harald Seubert, 1967, studierte Philosophie, neuere Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelische Theologie und lehrt an mehreren Universitäten, u. a. in Posen, Bamberg und Eichstätt.

*Europa ohne Christentum?*, Friesenheim-Schuttern 2012

Dominique Venner, 1935–2013, war politischer Aktivist, Schriftsteller und Historiker und einer der Vordenker der Rechten in Frankreich. Am 21. Mai erschoss er sich in der Kathedrale Notre Dame zu Paris.

*Le Choc de l'Histoire*, Versailles 2011

Joachim Volkmann, 1951, studierte Geschichte und Französisch und lebt bei Bonn als Übersetzer und Publizist. Seit 2002 ist er Vizekonsul des von Jean Raspail verwalteten Königreichs Patagonien.

*Laßt uns Kathedralen bauen*, 2. Aufl. 2011;

Als Übersetzer: *Sire* von Jean Raspail: Bonn 2005

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.

*GegenAufklärung. Gedankensplitter – Notate – Sentenzen*, Berlin 2013;

*Armin Mohler. Eine politische Biographie*, Schnellroda 2011

# Das römische Prinzip und der deutsche Sonderweg

von Siegfried Gerlich

Der deutsche, allzudeutsche Nietzsche, der sich nach seiner Abkehr von Wagner in ein imperiales Gesamteuropäertum flüchtete, hat zur Frage nach dem deutschen Wesen den bekannten Spruch getan: »Es kennzeichnet die Deutschen, daß bei ihnen die Frage ›Was ist deutsch?‹ niemals ausstirbt ... Der Deutsche selbst *ist* nicht, er *wird*.« Freilich wußte Nietzsche auch um die Gründe: »Die Deutschen, die *Verzögerer par excellence* in der Geschichte, sind heute das zurückgebliebenste Kulturvolk Europas: dies hat seinen Vorteil – eben damit sind sie relativ das jüngste.«

Daß das Wesen des Deutschen in seinem verspäteten, darum noch unverdorbenen und wie unerschöpflich wirkenden Werden selbst begründet liege, hat Helmuth Plessner in poetischere Worte gefaßt: »Dieses deutsche Wesen trägt die Signatur eines ewigen Frühlings, in der Gebärde des Erwachens und Zu-sich-selber-Kommens nach Jahrhunderten der Überfremdung und Selbstentfremdung, der Empörung aus untergründiger und gestaltloser Tiefe.« Mit dieser Wesensbestimmung schien den Deutschen ein Sonderweg vorgezeichnet, der sie aus einer historischen Pseudomorphose herausführen würde: aus der Überformung der jungen und noch nicht zu sich selbst gekommenen deutschen Kultur durch die Macht der alten römischen Zivilisation, die jene nicht zur Entfaltung ihres Eigensinns gelangen ließ.

So hatte die »deutsche Frage«, als sie im 19. Jahrhundert unter diesem Namen in die Welt trat, eine durchaus idealistische Ausrichtung. Sie erhob sich aus einer trostlosen deutschen Wirklichkeit und zielte auf eine Beantwortung dessen, wie Deutschland zu politischer Gestalt und historischer Größe finden könne, aber auch, was das Deutsche in Wahrheit und in seinem Wesen sei. Doch nicht erst in der Epoche der Nationalstaaten wurden die Deutschen sich selbst zur Frage; bereits die erste Einigung der »deutschen Nation« stand unter dem buchstäblich fragwürdigen Zeichen eines erneuerten »römischen Reiches«. Das nachmals so genannte »Heilige Römische Reich Deutscher Nation« trug von Anbeginn einen Doppelcharakter, der auf der Idee der »Translatio imperii« beruhte und in der Doppelrolle der deutschen Trägerschaft zum Ausdruck kam. Das Selbstverständnis des Herrschers war durch die Dualität von deutschem »Regnum« und römischem »Imperium« bestimmt: als König war er ein König wie jeder andere, mochte er auch über einen besonders großen Herrschaftsbereich gebieten; als Kaiser hingegen war er der Schutzherr der gesamten Christenheit und beanspruchte die Oberherrschaft über alle anderen Könige. Darin freilich ging das mittelalterliche deutsche Kaisertum über das alte römische Cäsarentum hinaus; es wollte nicht nur ein »Imperium«, sondern überdies ein »Sacrum Imperium« schaffen. Und wenn der deutsche Kaiser den ganzen Erdkreis unterwerfen wollte, so weil er, anders als der römische Cäsar, zugleich als christlicher Kaiser wirkte und von Gott zur Errichtung einer heilsamen Weltherrschaft berufen war.

»Historische Pseudomorphosen nenne ich Fälle, in welchen eine fremde alte Kultur so mächtig über dem Lande liegt, daß eine junge, die hier zu Hause ist, nicht zu Atem kommt, und nicht nur zu keiner Bildung reiner, eigener Ausdrucksformen, sondern nicht einmal zur vollen Entfaltung ihres Selbstbewußtseins gelangt. Alles, was aus der Tiefe eines frühen Seelentums emporsteigt, wird in die Hohlformen des fremden Lebens ergossen; junge Gefühle erstarren in ältlichen Werken und statt des Sichaufreckens in eigener Gestaltungskraft wächst nur der Haß gegen die ferne Gewalt zur Riesengröße.«

Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes*

Allerdings war der universale Anspruch des Kaisertums demjenigen des Papsttums nur entlehnt, und so lebte im Mittelalter der römische Reichsgedanke in der Kirche weit mächtiger fort als im Reich selbst. Der Papst blieb die höchste, die geistliche Verkörperung dieses Universalismus, während der päpstlich zwar autorisierte, im Kern aber weltliche Kaiser lediglich einen Universalismus aus zweiter Hand verkörperte und immer wieder in Versuchung geriet, in altrömischen Imperialismus auszuarten und alle Kräfte aufzubrechen, die besser für den Ausbau eines nationalen Königtums eingesetzt worden wären.

Die Wahl Heinrichs I. hatte die Tradition des deutschen Königtums begründet. Kirchliche Weihen ablehnend und damit zugleich päpstliche Ansprüche zurückweisend, war Heinrich der Sachse nie auf die Eroberung fremden Landes ausgegangen; er hatte sich damit beschieden, die deutschen Stämme zu einen und das heimische Territorium zu schützen. Aber bereits sein Sohn, Otto I., erneuerte unter päpstlichem Segen das römische Kaisertum durch sein Ausgreifen auf die romanischen Länder, die aus der Erbschaft Karls hervorgegangen waren. Vollends unter dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II., der die von Johann Gustav Droysen so genannte »ghibellinische Idee« in vollendeter Reinheit verkörperte, vernachlässigte das aus Deutschland herausstrebende Kaisertum seine Kerngebiete und verlor sich auf italienischen Nebenschauplätzen, ohne doch die ersehnte Universalmonarchie errichten zu können. Allzu sehr unterschied sich das mittelalterliche deutsche Reich vom alten römischen Reich: dieses war städtisch und bürgerlich, es verstand sich auf die Eroberung und Verwaltung großer Räume; jenes hingegen war ländlich und feudalistisch und blieb daher stets anfällig für Tendenzen der Zersplitterung und des Zerfalls. Dabei war die strukturelle Schwäche der Reichsgewalt so sehr durch die naturwüchsige Stärke der Stammesstaaten bedingt, daß sich Ernst Niekisch die fatale Ähnlichkeit des mittelalterlichen Kaiserreiches mit einem vorderasiatischen Satrapenreich aufdrängte. Das schließliche Scheitern des kaiserlichen Imperialismus unter Karl V. bewies schlagend, daß der christliche Missionsauftrag, eine geistige Reichseinheit durch weltliche Eroberungszüge zu schaffen, unweigerlich zu einer Überforderung des Kaisertums führen müsse. Zudem wurde auf diesem Wege die Ausbildung einer lebensfähigen inneren Politik nach Maßgabe deutscher Interessen, für die im Mittelalter nach Heinrich dem Sachsen noch einmal Heinrich der Löwe einstand, nachhaltig verhindert. In der mittelalterlichen Reichsgeschichte konnte sich weder eine politische Einigung der Deutschen zur Nation vorbereiten noch die kulturelle Eigenart des Deutschen entfalten.

Ein genuin deutscher Weg wurde endlich von Karls V. unfreiwilligem Gegenspieler Luther angebahnt. Denn der Protest der Reformation, der sich nur gegen die Kirche richtete, traf nicht minder hart das Reich selbst. Im Ergebnis aber zahlten die Deutschen mit der Glaubensspaltung und der Landesteilung einen hohen Preis für ihren antirömischen Befreiungsschlag, und nach dem Westfälischen Frieden traten als Kriegsgewinnler die partikularistischen Fürstentümer hervor, die ihre Souveränität gegen den päpstlichen wie gegen den kaiserlichen Universalismus zu behaupten wußten, um die lutheranische Freiheit der Christenmenschen in den untertänigen Gehorsam gegen Landeskirchen und Territorialstaaten einzubinden. Immerhin drängte die zunehmend französisch überfremdete Kultur der Fürstenstaaten den protestantischen Geist zu einem heilsamen Rückzug von Staat und Politik in die deutsche Innerlichkeit, aus der sich allmählich ein Kulturprotestantismus entwickelte, welcher die verlorengangene christliche Einheit auf deutschem Sonderwege wiederzugewinnen suchte. Und nachdem sich aus dem von einer literarischen Gelehrtenschicht geschaffenen frühbürgerlichen Nationalbewußtsein ein schichtenübergreifendes bürgerliches Kulturbewußtsein herausgebildet hatte, konnten die Deutschen sogar zum sprichwörtlichen Volk der Dichter und Denker aufrücken, denn nicht in ihren politischen Verhältnissen, sondern allein in ihren kulturellen Schöpfungen erkannten sie ihr Deutschtum. Dabei richtete sich das deutsche Bildungsideal weithin an einem weltbürgerlichen Humanitätsideal aus, und solcher deutscher Universalismus ließ sich wiederum zwanglos mit demjenigen des römischen Reichsgedankens verknüpfen, sofern man diesem nur eine idealistische Wendung gab. Ricarda Huch sagte bereits dem alten römischen Reich nach, ihm sei »ein gesteigertes Leben« beschieden gewesen, seit es »nicht mehr Wirklichkeit«,

»Zerfiel das reichgegliederte, ruhmreiche Gebäude des Reichs, so war doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit im deutschen Volke nicht erstorben, noch waren die Ideen erloschen, die einst heilig gehalten waren und allen vorangeleuchtet hatten. Aus den zerbröckelnden Trümmern, die ein Gegenstand des Hohmes der umgebenden Völker waren, erschwang sich die deutsche Musik, in unvergänglichen Formen das Unsterbliche des sterblichen Körpers bewahrend. Vom Gipfel ewiger Gleichnisse herab ergießend, ergriff sie das gesamte Geistesleben, die Dichtung folgte ihr. Hier war das Band der Überlieferung nicht abgerissen, hier lebte noch das Reich der Gerechtigkeit, das Gottesreich, die erhabene Idee, die dem römischen Reich deutscher Nation eingebildet gewesen war. Nie ist einer untergehenden Epoche der Geschichte eines großen Volkes ein schöneres Schwanenlied gesungen worden.«

Ricarda Huch: *Untergang des Römischen Reiches Deutscher Nation*

»Für die Deutschen war es sehr charakteristisch, daß sie nach der Entwicklung einer eigenständigen Kultur im Unterschied zu ihren westlichen Nachbarn nie nach nationaler Einheit und nationalem Zusammenhalt, sondern immer nur nach Universalität strebten. Und als ihr Versuch gescheitert war, das Heilige Römische Reich wiederzubeleben, verlagerten sie – ähnlich wie die Juden – den Schwerpunkt ihrer nationalen Existenz auf die Erlangung einer geistigen Universalität, die, weil sie sich auf die ganze Welt bezog, unbewußt zur nationalen Besonderheit wurde.«

Sebastian Haffner: *Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet*

sondern zur »Idee« geworden war. Um so mehr mußte dies für das abgelebte mittelalterliche Reich gelten, dessen Idealität schon durch seine Sakralität verbürgt schien. So legte sich als Konsequenz der deutschen Kulturentwicklung eine »Translatio imperii« ganz besonderer Art nahe: die Übertragung der christlichen Reichsidee auf die deutsche Kulturidee. Und wirklich erbauten sich die Deutschen aus dem, was Plessner das »säkularisierte Luthertum« ihrer Hochkultur nannte, ein inneres Reich, dessen Angehörigen die deutsche Kunst das Allerheiligste war.

Der unaufhaltsame Niedergang des römischen Reiches in der Epoche der europäischen Nationenbildung setzte in deutschen Landen eine mächtige Geistesfülle frei, er hinterließ jedoch zugleich ein nationales Machtvakuum. Zwischen deutschem Partikularismus und römischem Universalismus hatte sich zwar eine singuläre Kulturnation, aber keine normale Staatsnation herausbilden können. Vor diesem Hintergrund wurde im 19. Jahrhundert die Unvereinbarkeit der mittelalterlichen Reichstradition mit der neuzeitlichen Nationalstaatlichkeit zu einem zentralen Problem der deutschen Einigung; und überdies drängte der inwendige Widerstreit zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Element der Reichsidee selbst zu einer deutsch-französischen Entzweiung. Symbolträchtig genug folgte die Kaiserkrönung Napoleons unmittelbar auf die Kronniederlegung Franz II.: Das moderne Frankreich verstand sich selbstbewußt als Fortbildung des alten römischen »Imperium«, und entsprechend fiel einem künftigen Deutschland die Umbildung des mittelalterlichen »Sacerdotium« in ein heiliges deutsches Reich zu.

Die deutsche Pseudomorphose an die römische Religions- und Staatsform, die das Grundgeschehen des mittelalterlichen Reiches bestimmt hatte, war indessen nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges durch eine Pseudomorphose an französische Sitten und Lebensformen überlagert worden, und so errang sich nach »Rom« allmählich auch »Paris« das Ansehen



*Fichte redet zur deutschen Nation, Arthur Kampf, 1914*

einer bei aller Modernität eigentümlich ältlichen Zivilisation, welche die Selbstentfaltung der scheinbar unmodernen, aber doch wesenhaft jüngeren deutschen Kultur verzögerte und verzerrte. Doch nur wenige erkannten, daß sich hinter dem offensichtlichen Gegensatz von deutscher Kulturnation und französischer Staatsnation der tieferliegende Grundwiderspruch zwischen christlichem Heilsdenken und einem römischen Herrschaftsdenken verbarg, welches im napoleonischen Cäsarismus und Revolutionsimperialismus nur eine neue Gestalt angenommen hatte.

Eine wegweisende Selbstbesinnung darauf, wie ein ideales deutsches Reich beschaffen sein mußte, welches aus seiner christlichen Substanz schöpfen würde, ohne darum auf nationale Selbstbehauptung zu verzichten, strengte Johann Gottlieb Fichte an. In seinen kleinen politischen Schriften knüpfte Fichte an die alte Tradition des deutschen Volkskönigtums an, indem er eine *Republik der Deutschen* entwarf, die von einem Reichsvogt regiert würde. Und in seinen großen philosophischen Reden unterzog Fichte die Reichsidee einer geistigen Läuterung, wobei er bezeichnenderweise gerade 1806, im Jahr der Reichsauflösung, seine Religionsvorlesungen hielt, die sich als *Anweisung zum seligen Leben*

verstanden. Tatsächlich stellte Fichte die zu bildende deutsche Nation in die Nachfolge weniger des untergegangenen weltlichen als vielmehr jenes geistlichen Reiches, welches »nicht von dieser Welt« war, wiewohl es über die moralische und ästhetische Erziehung der Menschen in sie hineinwirken sollte. In seiner Aneignung des christlichen Heilsüberbaus bei gleichzeitiger Abweisung der römischen Herrschaftsbasis hielt sich Fichte einsichtig an das Johannesevangelium, denn nur als fleischgewordener Logos konnte Christus für eine aufgeklärte Religionslehre und einen Vernunftstaat eintreten, der die Menschen aus dem »Stand der vollendeten Sündhaftigkeit« erlösen würde. Allein von diesem christlichen Universalismus her, der seinen deutschen Partikularismus über sich hinaustrieb, wird begreiflich, daß Fichte in seinen *Reden an die deutsche Nation* die Deutschen, die in ihrer gewachsenen und nichtlatinisierten Sprache wie kein anderes europäisches Volk noch mit ihren germanischen Ursprüngen verbunden seien, nicht nur ein »Urvolk« nannte, sondern sie darüber hinaus zur »Ausbildung des rein Menschlichen« berufen sah. Allerdings entwickelte Fichte diese geistige Idealität des deutschen Wesens fernab von den historischen Realitäten des Deutschen Bundes, und überhaupt war es verwegen, die deutsche Nation als Erbin des christlichen Reichsverbands in die republikanische Verfassung eines Nationalstaates, welcher keinerlei romanische Elemente mehr aufwies, einsperren zu wollen.

War schon das Erste deutsche Kaiserreich, welches auf der germanischen Idee der Erhaltung der Volks- und Stammesindividualitäten in einem frei verbundenen Ganzen beruhte, in der Realität vom römischen Staatsgedanken überformt gewesen, so konnte späterhin auch das klein-deutsche Zweite Kaiserreich, das sich forsch als großpreußischer Staat ohne deutsche Kulturidee hervortat, nur durch eine zentralistische Organisation in Form gebracht werden. Nach Versailles freilich durfte Spengler das Wesen des geschlagenen Preußentums noch in das tragische Bild des vergessenen römischen Soldaten bannen und in heroischem Fatalismus einem deutschen Cäsarismus entgegenblicken, aber der ebenso preußisch gesinnte Niekisch lag richtiger, als er vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten deren römischen Faschismus als undeutsch verwarf. Tatsächlich verriet das Dritte Reich die deutsche Idee einer kulturellen Schirmherrschaft über Europa und verausgabte sich in einer politischen Zwangsherrschaft so fremd- und zumal selbstzerstörerischer Art, daß Deutschland im Grunde schon 1933 sein inneres Casablanca erlebte. Wie Friedrich II. wählte sich Hitler als römischer Cäsar und deutscher Christus zugleich, und seine exzessive Überbietung noch der ghibellinischen Reichspolitik richtete den deutschen Reichsgedanken vollends zugrunde.

Drei deutsche Reiche schienen unwiderleglich erwiesen zu haben, daß schlechthin alle Wege nach Rom führen – auch der vermeintliche deutsche Sonderweg. Verfehlt und verschüttet wurde unter der schicksalhaften Macht der historischen Umstände jener wahrhaft besondere deutsche Weg, der von Klopstock über Fichte und Wagner bis zu George verläuft. Daß der deutsche Geist für die »milde Weihe der Humanität« steht und sein Reich »von innen baut«, lehrte der Bayreuther Stifter der Kunstreligion, der nach Gründung des stählernen Bismarck-Reiches in sein inneres Deutschland emigrierte, um den »edlen Herd« zu bereiten, an »dem sich einst die deutsche Sonne wieder entzünden soll«. Und jenes »Neue Reich«, dessen Kündiger nach Anbruch des Hitler-Reiches den Weg ins Schweizer Exil beschritt, um dort zu sterben, verlieh einem buchstäblich »geheimen Deutschland« immerhin die Kraft zum Widerstand.

Es war Hugo von Hofmannsthal, der den Begriff der »konservativen Revolution« in den deutschen Sprachraum einführte und als deren Auftrag die »Sicherung des geistigen Raumes« benannte, auf daß »die deutsche Freiheit sich als Suche nach höchster Bindung« entfalten werde. Und ihre höchste Rückbindung – ihre re-ligio – scheint gerade die »Verzögerer par excellence« zu Aufhalten global entfesselten Unheils zu bestimmen. Denn das statische römische Reichsprinzip, auf das Carl Schmitt noch seine Hoffnung setzte, taugt nach seiner westlichen Dynamisierung und Globalisierung längst nicht mehr zum Katechon. Um so intensiver lebt in der heiligen deutschen Reichsidee etwas Unabgeholtenes fort, und es könnte, trotz allem, dem immer wieder neu sich verjüngenden deutschen Wesen vorbehalten sein, dieses auch einmal auf rechte Weise zur Geltung zu bringen, wenn die Neue Weltordnung alt geworden ist.

»Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römertum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues. Wir standen jenem, und besiegten es; ihr seid verstäubt worden vor diesem. Auch sollt ihr nun, nachdem einmal die Sachen also stehen, sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben, und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zuteil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesamt, als Beherrschendes der Welt, zu vernichten.«

Fichte: *Reden an die deutsche Nation*, Hamburg 1978.

»Hitler ist romanisierter Deutscher; gegenreformatorische Instinkte halb wittelsbacher, halb habsburger Färbung trägt er in seinem Blute ... Er wählte sich Mussolini und den italienischen Faschismus zum Vorbild. Er bestätigte das fremdartige Braunhemd, das mit der deutschen Atmosphäre nicht zusammenklingt ... Die römisch-faschistische Grußform wurde verbindlich; an die Stelle der deutschen Fahnen, die herrlich mit dem Winde tanzten, trat die strenge tote Form prangender Standarten von jener Art, wie sie bisher römischen Legionären, italienischen Faschisten, katholischen Prozessionen vorangeleuchtet hatten. Die Bewegung ... jetzt hatte sie sich auf römischen Stil ausgerichtet.«

Ernst Niekisch: *Hitler – ein deutsches Verhängnis*, Berlin 1932.

# Kein deutscher König

von Erik Lehnert

Was in anderen europäischen Ländern seit jeher zum Alltag gehört, gibt es in Deutschland nicht mehr und ist zudem mit einem Stigma behaftet: einen König oder wenigstens eine Königin. Das Stigma bezieht sich auf den vordemokratischen Ursprung der Institution, König kann schließlich nicht jeder werden. Im krassen Gegensatz dazu steht die Beliebtheit von Hochzeiten in königlichen Häusern oder Inthronisierungen, jüngstes Beispiel sind die Niederlande. Früher war das ein Betätigungsfeld der Boulevardpresse, heute übertragen auch vermeintlich seriöse Sender solche Ereignisse live. Kaum vorstellbar ist, daß Hochzeiten von Industriellen und Politikern jemals ein solches Interesse hervorrufen könnten. Am tatsächlichen Einfluß kann es also nicht liegen, viel eher am Ausschließlichkeitscharakter der Person, um die es geht, und am Abglanz des Goldenen Zeitalters der monarchischen Ordnung.

Wenn heute, im Jahr 2013, über die Monarchie in Deutschland gesprochen wird, klingt das bestenfalls wie ein Märchen aus fernen Zeiten. Auch werden wir sofort an die unheilvolle Rolle Wilhelms II. erinnert. In diesem Zusammenhang ist der Bestseller von Florian Illies, 1913, bezeichnend, der den Hintergrund der kulturellen Fülle, die er präsentiert, völlig ausblendet. 1913 war eben auch das Jahr des 25jährigen Thronjubiläums Wilhelm II., das Kaiserreich blickte auf eine 40jährige Friedenszeit zurück. Dieser Kaiser kommt aber nur an wenigen Stellen vor und erscheint in einem wenig schmeichelhaften Licht. Im krassen Gegensatz dazu steht die Tatsache, daß all das, was danach kam, unmittelbar und mittelbar, demgegenüber unbeständig und wenig vertrauenserweckend war, so daß es sowohl nach 1918 als auch nach 1945 durchaus ernsthafte Bemühungen gab, die Monarchie zu erneuern, um so wieder zu einer dauerhaften Ordnung zu gelangen.

Das klingt heute absurd und so reaktionär, daß es schon wieder als liebenswerter Spleen durchgehen kann, keinesfalls aber als politische Äußerung. Doch auch von alliierter Seite wurden ähnliche Schlüsse gezogen. Der frühere amerikanische Botschafter in Moskau, George Kennan, äußerte sich beispielsweise 1951: »Wir haben zwei Kriege geführt, um die Deutschen zu verändern und zu erziehen. Gäbe es heute eine Chance, das Deutschland von 1913 wiederherzustellen – ein von konservativen, aber gemäßigten Leuten geführtes Deutschland, nicht nazistisch und nicht kommunistisch, ein kräftiges Deutschland, geeint und nicht okkupiert ..., so würde eine solche Lösung zwar nicht jedermann zufriedenstellen; es würde aber keine so schlechte Lösung sein.«

Hier wird deutlich, daß die Hochschätzung der Monarchie kein Feuer mehr hatte, denn es wurden rationalistische Gründe ins Feld geführt, die in einem ungünstigen Spannungsverhältnis zu den mythischen Begründungen stehen, die das Königtum eigentlich hat. Es gibt aber auch in demokratischen Zeiten die Möglichkeit, Monarchien zu restaurieren, die,

»Regimes, die der Revolution von unten entstammen, wie die unbeschränkte liberale Demokratie, die allemale in den Absolutismus umschlägt, werden auf Dauer niemals Ordnung schaffen können, sondern bestenfalls organisieren sie das Chaos auf kurze Zeit. Reine plebiszitäre Demokratie, die sich auf keine andere Legitimation als den sich rasch wandelnden Volkswillen stützen kann, ist keine wirkliche Ordnungsmacht ... Eines Tages kommt möglicherweise sogar das souveräne Volk dahinter, daß es mit der Enthronung seiner Fürsten kein gutes Geschick eingehandelt hat, und dann will es seine angestammten Obrigkeiten wiederhaben.«

Hans-Joachim Schoeps:  
*Kommt die Monarchie?*  
S. 27.





*oben: Szene aus dem Ersten Karlistenkrieg, Gemälde von Augusto Ferrer-Dalmau*

*unten links: Fahne eines karlistischen Freiwilligenverbandes aus dem letzten Karlistenkrieg*

*unten rechts: Bleiglasfenster mit einer Darstellung Carlos' VII. in der Zeit des Exils, er trägt die Uniform der Karlisten mit dem unvermeidlichen roten Barett, das bis heute das Kennzeichen der Bewegung ist*

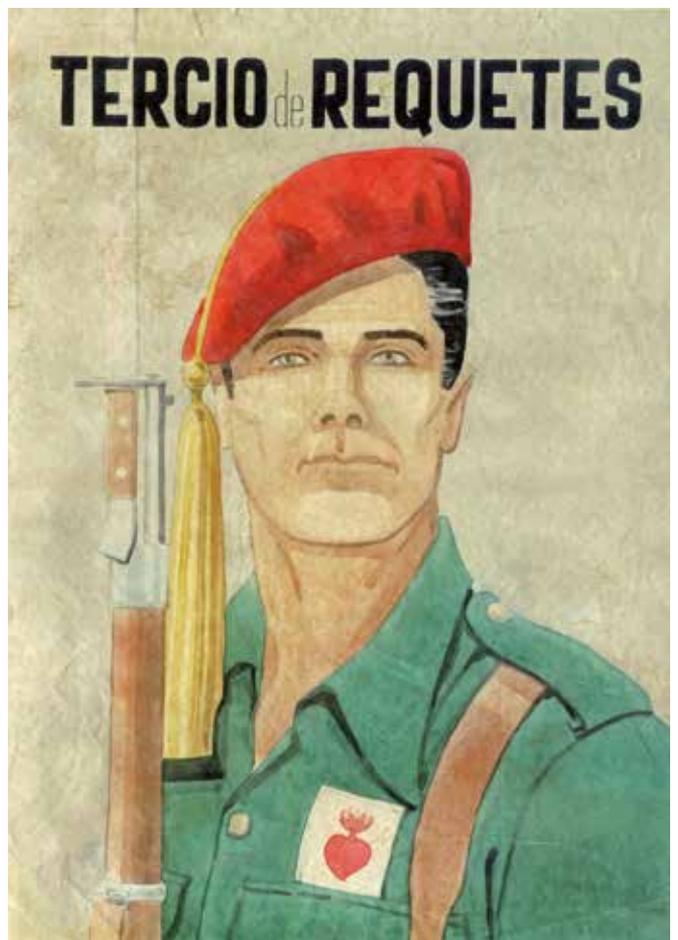
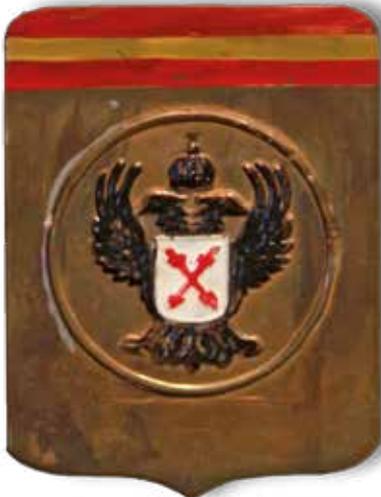
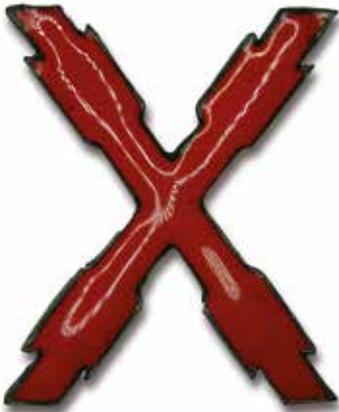




oben: Demonstration von Karlisten zu Beginn des Bürgerkrieges in Pamplona, 1936

links: zwei verschiedene Abzeichen und ein Koppelschloß der Karlisten aus der Zeit des Bürgerkrieges mit dem Doppeladler und dem Burgundischen Kreuz aus der imperialen Tradition Spaniens

unten rechts: Rückseite von Lebensmittelscheinen mit Werbung für die karlistischen Truppen





links oben: Emblem der verbliebenen  
»traditionalistischen« Karlisten

rechts: in der Mitte eine linkskarlistische Fahne  
mit dem Stern aus dem Stadtwappen Estellas

darunter: karlistische Sgraffiti

ganz unten: Hinweisschild auf  
Gedenkstätten des Carlismus in Spanien

Einer der Gründe dafür, warum Estella als Standort des Museo del Carlismo gewählt wurde, war ohne Zweifel die Nähe des Montejurra. Dieser Berg hat für die Karlisten bis heute eine hohe symbolische Bedeutung, da an seinem Fuß 1876 die Entscheidungsschlacht geschlagen wurde, in der der Prätendent Carlos VII. unterlag, womit die Karlistenkriege faktisch ihr Ende fanden. Gleichzeitig ist der Montejurra aber auch mit der Erinnerung an ein Attentat verbunden, das bei der Feier zum 100. Jahrestag der Schlacht stattfand. Die beiden Opfer waren Mitglieder der Partido Carlista, die den sozialistisch orientierten carlistischen Thronprätendenten Carlos Hugo von Bourbon-Parma unterstützte, als Täter wurden Anhänger des alten Regimes in den Reihen der Polizei ermittelt.

Der Carlismus als Teil der regionalistischen Linken oder im Bündnis mit dem baskischen Nationalismus ist heute ohne Zweifel der vitalere Zweig der Gesamtbewegung und liefert ein schillerndes ideologisches Bild, das solchen Gruppierungen fast immer eigen ist. Von seiner ursprünglichen Stärke hat er allerdings kaum etwas bewahren können.



Photographien und Text: Karlheinz Weißmann



wie der Fall Spanien zeigt, durchaus funktionieren können (selbst wenn der Monarch durch bürgerliche Eskapaden aus der Rolle fällt).

Daß es nach 1918 in Deutschland zahlreiche Monarchisten mit entsprechenden Verbänden und Zeitschriften gab, kann also nicht verwundern, obwohl auch damals schon, also unmittelbar nach der Abschaffung, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Institution zu verzeichnen war und man das Abdanken der deutschen Königshäuser recht gelassen zur Kenntnis nahm. Nach 1945 war die Situation für die Monarchie denkbar schlechter. Gesiegt hatten, gefühlt jedenfalls, die Demokratien, auch wenn unter den Siegermächten eine kommunistische Diktatur und eine konstitutionelle Monarchie waren. Für die westlichen Besatzungszonen sahen die Alliierten jedenfalls die parlamentarische Demokratie (mit gewissen Abstrichen) vor. Eine Berechtigung der Monarchie konnte sich in dieser Situation eigentlich nur aus der Überzeugung ableiten, daß unter dem Kaiser alles besser gewesen sei, daß das Chaos mit dem Ende der Monarchie begonnen hätte, und schließlich, daß sowohl der demokratische als auch der diktatorische Versuch in Deutschland gescheitert seien.

Es gab also genügend Gründe, für die Monarchie zu optieren, und dementsprechend breit war auch das Spektrum, das sich zunächst danach aufspaltete, welchem ehemaligen Herrscherhaus man die Krone antragen sollte. Neben den Hohenzollern, die naturgemäß die größte Anhängerschaft hatten, gab es starke Bewegungen für die Habsburger, die Wittelsbacher und die Welfen. Jedoch waren eigentlich nur die Hohenzollern ein Herrscherhaus, das Anspruch auf die gesamtdeutsche Krone erheben konnte. Die Habsburger, mit wesentlich älteren Ansprüchen ausgestattet, hatten für den Teil Deutschlands, auf dem sich die Westzonen befanden spätestens seit 1806 an Bedeutung verloren. Hinzu kam, daß die Hohenzollern von der untergründigen Wertschätzung Preußens, die immer noch existierte, profitieren konnten und teilweise in eins gesetzt wurden.

Institutionell äußerte sich das Eintreten für die Monarchie vor allem in Parteien und Sammlungsbewegungen, wobei erstere bereits im Laufe der fünfziger Jahre die Wahrnehmungsschwelle nicht mehr überschreiten konnten. Insbesondere aus dem Spektrum der ehemaligen DNVP gab es seit Kriegsende entsprechende Parteigründungen (Deutsche Konservative Partei, Deutsche Aufbauartei, die sich schließlich zur Deutschen Konservativen Partei – Deutsche Rechtspartei vereinigten). Hier spielten Reinhold Wulle, der in der Monarchie die natürliche Staatsform der Deutschen sah, und später Adolf von Thadden eine Rolle. Als die Partei bei der Bundestagswahl 1949 in Niedersachsen 8,1 Prozent erreichen konnte, waren die monarchistischen Bestrebungen allerdings bereits in den Hintergrund getreten. In der Frühphase der Partei forderte man die Einführung eines sozialen und konstitutionellen Königtums und hoffte damit nicht zuletzt auf Sympathien bei den britischen Besatzern, die allerdings ausblieben. Der Tod Wulles 1950 setzte der Initiative ein Ende.

Bei den Sammlungsbewegungen, die den Spagat der Parteien zwischen monarchischer Gesinnung und demokratischer Legitimierung nicht zu machen brauchten, gab es die kurzlebige »Volksbewegung für Kaiser und Reich« und die bis heute existierende Vereinigung »Tradition und Leben«, die 1949 von Heinrich von Massenbach, der schon in den dreißiger Jahren als Monarchist gewirkt hatte, als Briefreihe und Zeitschrift ins Leben gerufen wurde. Bald gab es Vortragsveranstaltungen (vor allem im rheinischen Raum), die immer größeren Umfang annahmen, so daß es 1959 zur Gründung der »Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des monarchischen Gedankens – Tradition und Leben« (TuL) kam. Entscheidend für den relativen Erfolg waren das Wohlwollen, das der Thronprätendent Louis Ferdinand dem Verein entgegenbrachte, und das unermüdliche Wirken von Massenbach, so daß dessen Tod 1962 eine Zäsur bedeutete. Mitte der siebziger Jahre kamen zunehmend junge Leute zu TuL, die die Propaganda für den monarchischen Gedanken dynamisierten und modernisierten.

Hinzu kamen einige Lichtblicke wie verschiedene Umfragen im Vorfeld der 1969er-Bundespräsidentenwahlen, die bis zu 55 Prozent Zustimmung für Louis Ferdinand brachten. Das war natürlich rein symbolisch zu verstehen, weil keiner der Befragten den Präsidenten wählen durfte. Auch institutionell weitete sich TuL durch die Vortragsveranstaltungen im Rahmen des Zollernkreises und des Preußeninstituts, eines »Instituts zur

»Die Macht der Demokratie, die Recht setzen will, kann sich niemals anders legitimieren als durch den Stimmzettel des gemeinen Mannes; die Legitimität der Monarchie ist durch ihre ursprünglich transzendente Bindung an einen objektiven Amts- und Ordnungsauftrag unmittelbar gegeben. Der König »garantiert durch sein Charisma die Legitimität der bestehenden Ordnung« (M. Weber). Legitimität aber ist das, wonach unsere Zeit, wenn nicht alle Zeichen trügen, elementar verlangt.«

Hans-Joachim Schoeps:  
*Kommt die Monarchie?*  
S. 60.

Förderung der preußischen Staatsauffassung sowie des Geschichts- und Kulturbewußtseins«, aus. Jedoch verlor auch hier die Bindung an den monarchischen Gedanken an Kraft, und man verlegte sich allgemein auf eine Pflege der konservativen, preußischen Staatsauffassung.



In all den zuletztgenannten Institutionen war zeitweise Hans-Joachim Schoeps anzutreffen, der sicher der originellste Vertreter des monarchistischen Gedankens in der frühen BRD gewesen ist. Das hängt nicht nur mit seiner außergewöhnlichen Biographie und seiner exponierten Stellung im Wissenschaftsbetrieb zusammen, sondern auch mit seinem Talent, sich durch das konsequente Vertreten von Minderheitenmeinungen zwischen alle Stühle zu setzen. War schon seine gleichzeitige Betonung des Jude- und Preußenseins für viele schwer nachvollziehbar, so war sein Engagement, das er kurz nach seiner Rückkehr aus dem schwedischen Exil für Monarchie und Preußen entfaltete, für die Kreise, denen er sich äußerlich zurechnen durfte – Professoren und Exilanten –, eine anachronistische Mischung.

Öffentliche Aufmerksamkeit erregte er, als er am 18. Januar 1951 eine Rede zum 250. Geburtstag des Königreichs Preußen hielt, die als Broschüre auf große Resonanz traf. Unter Bezugnahme auf die preußischen Hochkonservativen verteidigte

er Preußen gegen den Vorwurf des Militarismus und stellte es als Rechtsstaat dar. Dabei ging er auch an der Bedeutung der Monarchie nicht vorbei: »Was die Monarchie aber positiv bedeutet hat und was wir mit der Entthronung des Hauses Hohenzollern wirklich verloren haben, das können wir erst heute, 32 Jahre nach dem Ende der Monarchie in Preußen und Deutschland, ganz ermessen und gerecht beurteilen.« Das Königtum von Gottes Gnaden sei dem Bewußtsein der modernen Massen unverständlich, weil dahinter das preußische Prinzip als konstitutionelle Bindung zwischen Herrscher und Volk stehe: »Nicht das Volk ist souverän, sondern der Monarch; nicht das Volk regiert, sondern der König. Erst dann sind nämlich im tiefsten Sinne die Rechte des Volkes garantiert und die Freiheiten gesichert. Es ist nicht wahr, daß die Demokratie endgültig die Menschenrechte gesichert und die Freiheiten vergrößert hätte.« Mit dem Prinzip der Volkssouveränität hätten die Nationalstaaten gesiegt und mit ihnen ein Revolutionsprinzip, das zu keiner dauernden Ordnung fähig sei. Das aber sei eine wesentliche Leistung der preußischen Könige gewesen, die bis heute die Anziehungskraft dieser Zeit ausmache. Abschließend plädiert Schoeps für eine Spitze, die autoritär und konstitutionell sei, weil sich nur so die Gefahr der Volksdemokratie, sich einem Führer hinzugeben, abgewendet werden könne. Das sei eben die Krone, unabhängig von den Parteien: »Das preußische Königtum hat dem ganzen Reich gedient und es repräsentiert mit dem Ziele, königlichen Willen und Volkswillen in der Staatslenkung einander durchdringen zu lassen.«

Auf diese Passagen hat es zahlreiche positive Zuschriften an Schoeps gegeben, so daß sich dieser der Frage der Wiedereinführung der Monarchie ernsthaft widmete und die rechtlichen Möglichkeiten überprüfte. Dazu wandte er sich mit einem Brief an Ernst Rudolf Huber, den er offenbar aus jugendbewegten Kreisen kannte und der als Schmitt-Schüler einiges zur konstitutionellen Monarchie veröffentlicht hatte. Er bat Huber, zwei mögliche Wege zu prüfen: einmal den der Volksabstimmung oder den der plebiszitären Wahl des Bundespräsidenten, für den dann Louis

»Daher müssen wir uns vor Augen führen, daß eine etwaige Erneuerung der monarchischen Institution in Deutschland nichts anderes bedeuten kann als eine wünschenswerte Retardierung, die eine sich heiß laufende Maschine in ein ruhigeres und weniger gefährvolles Tempo bringt. Aber weder kommt dadurch der Zug zum Stehen, noch wird er rückwärts fahren, noch zu einer anderen Zielstation als die das Schicksal uns bereit hält.«

Hans-Joachim Schoeps:  
*Kommt die Monarchie?*  
S. 66.

Ferdinand überparteilich aufgestellt werden sollte. Huber verwarf diese beiden Möglichkeiten und sah die staatsrechtlichen Probleme als sekundär an, weil die Verfassung (respektive das Grundgesetz) genau das, die Wiedereinführung der Monarchie, ausschließt. Als einzig legalen Weg erkannte er die Wiedervereinigung Deutschlands, die das Grundgesetz obsolet machen und eine »legitimierende und autoritätsbegründende historische Leistung« darstellen würde. Huber äußerte aber auch grundsätzliche Zweifel an einer Restauration, weil sie der geistigen Wandlung bedürfe. Eine Restauration durch »legale Überleitung« oder faktische Machtergreifung würde nicht genügen. Er sah in dem Bedürfnis, durch den König den Pluralismus zu neutralisieren, eine »bloß technisch-rationale Motivation«: »Wenn diese nicht von irrationalen Energien durchdrungen und verwandelt wird, wäre das Ergebnis im Grund kein Königtum, sondern eine Art Erb- oder Wahlpräsidentschaft.«

Schoeps hat sich dadurch nicht abschrecken lassen und sein Ziel weiterverfolgt. Es kam zu zwei Tagungen, jeweils im Januar 1952 und 1953, zu denen sich ein recht illustrierter Kreis von Monarchisten versammelte, darunter Hans-Joachim von Merkatz, damals Staatssekretär, später Bundesminister, und Erik Reger, der einflußreiche Mitherausgeber und Chefredakteur des Berliner *Tagesspiegel*. Auch Louis Ferdinand sah Schoeps' Wirken wohlwollend, schloß aber eine direkte Beteiligung aus. Die beiden Tagungen hatten keine konkreten Folgen und verliefen unbefriedigend. Schoeps entschloß sich jedoch zur publizistischen Offensive, hielt zahlreiche Vorträge und veröffentlichte die Broschüre *Kommt die Monarchie?* Der Untertitel deutet an, daß es nicht um die Monarchie als Selbstzweck ging, sondern um »Wege zu neuer Ordnung im Massenzeitalter«, das Schoeps von Nivellierung und Technisierung geprägt sah.

Dazu muß angemerkt werden, daß Schoeps 1953 von einem Krisenszenario ausging, das so nicht eintrat. Insbesondere prophezeite er ein baldiges Ende des Wohlstands und damit das der fragilen Ordnung der BRD. Die von ihm beschriebenen Mängel (Verantwortungslosigkeit und Gleichgültigkeit) waren und sind zwar richtig erkannt, traten aber noch nicht offen zutage. Die Monarchie sei dagegen in der Lage gewesen, alle gesellschaftlichen Gruppen auf ein Drittes, die Krone, hin zu ordnen, was ihnen die Freiheit gegeben habe, für das Ganze einzustehen. Als Schoeps dann dazu überging, die realen Chancen für eine Monarchie zu beurteilen, konnte er allerdings nur das wiederholen, was Huber schon ausformuliert hatte (allerdings ohne diesen zu nennen). Obwohl er sich des Legitimitätsmangels einer erneuerten Monarchie bewußt war, sah er in der rein zweckrationalen Beziehung kein grundsätzliches Problem.

Schoeps' letzter konkreter Versuch für die Wiedererrichtung der Monarchie war die Überredung Louis Ferdinands, sich im Januar 1954 als Kandidat für die Bundespräsidentenwahl aufstellen zu lassen. Der zeigte sich nicht abgeneigt, wollte sich aber nicht exponieren. Das führte zu den geheimen Planungen zur Gründung eines »Volksbunds für Monarchie«, der den Thronprätendenten quasi per Akklamation aufrufen sollte. Da die Planungen durch die Sekretärin von Schoeps dem *Spiegel* zugetragen wurden, der daraus eine Enthüllungsgeschichte über monarchistische Umtriebe machte, zerschlug sich das Ganze. Schließlich resignierte Schoeps und stellte nach der Wiederwahl von Theodor Heuss alle diesbezüglichen Aktivitäten ein. Auch wenn er weiter von der Überlegenheit der Monarchie überzeugt war: an eine echte Chance der Restauration hat er nicht mehr geglaubt.

Ob es diese Chance überhaupt einmal gegeben hat, ist fraglich. Das betrifft weniger die verfassungsrechtlichen Fragen, weil die sich, wie 1933 gezeigt hat, schnell erledigen können, sondern die grundsätzlichen Bedingungen einer Restauration. »Eine restaurierte Monarchie kann nur durch einen starken Ruck nach rechts ins Leben treten. Sie wird sofort zum Magnet für alle reaktionären Hoffnungen und Interessen« (Friedrich Meinecke). Eine kontinuierliche Monarchie wird grundsätzlich, bei aller Kritik, auch von ihren Gegnern akzeptiert, weil sie eben über die notwendige Legitimität und Tradition verfügt. Die Faszination, die davon immer noch ausgeht, kann kaum unterschätzt werden. Allerdings folgt aus dem Interesse der Massen an einer königlichen Hochzeit noch kein politisches Bekenntnis zur Monarchie, insbesondere dann nicht, wenn es einen Rechtsruck voraussetzt.

#### Literaturhinweise:

- Hans-Christof Kraus:  
»Eine Monarchie unter dem Grundgesetz? Hans-Joachim Schoeps, Ernst Rudolf Huber und die Frage einer monarchischen Restauration in der frühen Bundesrepublik«, in: ders./Heinrich Amadeus Wolf (Hrsg.): *Souveränitätsprobleme der Neuzeit. Freundesgabe für Helmut Quaritsch anlässlich seines 80. Geburtstages*, Berlin 2010, S. 43–69;
- Frank-Lothar Kroll:  
»Hans-Joachim Schoeps und Preußen«, in: Gideon Botsch/Joachim H. Knoll/Anna-Dorothea Ludwig (Hrsg.): *Wider den Zeitgeist. Studien zum Leben und Werk von Hans-Joachim Schoeps*, Hildesheim 2009, S. 105–137;
- Friedrich Meinecke:  
»Das Ende der monarchischen Welt« (1922), in: ders.: *Werke* Bd. 2, Darmstadt 1958, S. 344–350;
- Hans-Joachim Schoeps:  
*Die Ehre Preußens*, Stuttgart 1951;
- ders.: *Kommt die Monarchie? Wege zu neuer Ordnung im Massenzeitalter*, Ulm 1953;
- Joachim Selzam: *Monarchistische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland 1945–1989*, Diss. Erlangen-Nürnberg 1994.

## Toskana-Fraktion von rechts – das Beispiel Chestertons

von Johannes Ludwig

Es war nur eine Frage der Zeit. Nachdem 2010 die erste Folge der BBC-Serie *Sherlock* ausgestrahlt wurde, die Arthur Conan Doyles Krimi-Klassiker kongenial und überaus erfolgreich modernisiert, mußte *Father Brown* bald folgen. Anfang 2013 war es soweit: wieder von der BBC produziert, wieder erfolgreich, diesmal allerdings in der Inszenierung klassischer und deshalb auch eher etwas fürs Nachmittagsprogramm. *Father Brown* und *Sherlock Holmes* gehören zusammen, weil sie literarische Zwillinge sind, höchst ungleiche Zwillinge allerdings: Der Detektiv Holmes löst Verbrechen bereits wie heute bei *CSI* etc., also streng rationalistisch und mit wissenschaftlicher Methodik; er hat aber zugleich einen problematischen, ja haltlosen Charakter, verläßt wochenlang seine Wohnung nicht, spielt nachts Violine oder veranstaltet Schießübungen auf die Wohnzimmerwand. Der katholische Priester Father Brown führt dagegen ein fast langweilig ruhiges und geordnetes Leben, geht bei der Verbrechensaufklärung aber wesentlich intuitiver vor und löst seine Fälle mit feiner Beobachtungsgabe und berufsbedingter Menschenkenntnis.

Gilbert Keith Chesterton, der Schöpfer der *Father Brown Stories*, hat erklärt, die Idee zu seinen Anti-Holmes-Detektivgeschichten sei ihm gekommen, als er bemerkt habe, wie verbreitet die Fehlwahrnehmung sei, Geistliche seien besonders weltfremd und hätten von der Realität des menschlichen Lebens keine Ahnung. Dabei sei das Gegenteil wahr. Chesterton läßt Father Brown deshalb am Ende seines ersten Falles dem von seinen kriminologischen Kenntnissen verblüfften Meisterdieb entgegnen: »Ist es Ihnen niemals aufgefallen, daß ein Mensch, der so gut wie nichts tut, als anderer Leute wirkliche Sünden anzuhören, wahrscheinlich in menschlicher Schlechtigkeit nicht ganz unerfahren ist?«

Einen katholischen Priester zur Hauptfigur einer Krimi-Reihe zu machen, ist bei weitem nicht die einzige Ketzerei, die Chesterton seinen Zeitgenossen zugemutet hat. 1874 in London geboren, gehörte er dem Milieu der Künstler und Intellektuellen der spätviktorianischen Ära an. Was ihn aus diesen Kreisen hervorstechen ließ, war nicht so sehr seine Neigung zur Exzentrik – bezeichnend ist eine Passage seiner Autobiographie, in der er berichtet, wie er an seinem Hochzeitstag vor der Trauung noch unbedingt ein Glas Milch trinken und einen Revolver kaufen mußte; ersteres, um symbolisch die Kindheit abzuschließen; letzteres, um in der Lage zu sein, seine zukünftige Ehefrau zu beschützen. Wichtiger war, daß er von Anfang an Freude daran hatte, gegen Üblichkeiten zu verstoßen und zu provozieren. Unter lauter selbsternannten Häretikern konnte das für Chesterton nur heißen, die einzige wirklich unverzeihliche Häresie zu vertreten: die Orthodoxie. Wenn man zunächst noch glauben konnte, Chestertons Angriff auf neuheidnische »Ketzer« und seine Verteidigung gerade der reaktionärsten Inhalte katholischer Dogmatik seien bloße Posse – so ähnlich wie seine Verteidigung des Unsinnns oder des Schundromans –, so

»Für den Orthodoxen gibt es immer einen Grund zur Revolution; denn im Herzen des Menschen wurde Gott unter Satans Herrschaft gebracht. Im Jenseits erhob sich einst die Hölle gegen den Himmel; doch im Diesseits erhebt sich der Himmel gegen die Hölle. Für den Orthodoxen gibt es immer die Möglichkeit der Revolution, denn Revolution heißt Restauration.«

G.K. Chesterton

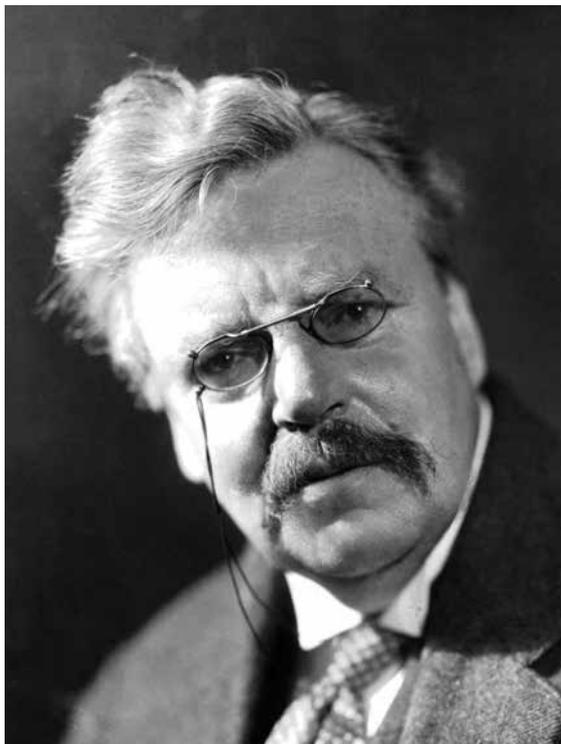
mußte man bald feststellen, daß der so humorvolle und bei jeder sich bietenden Gelegenheit unernsthafte Chesterton seine Sache todernst meinte.

Tatsächlich mischte sich bei Chesterton die Freude am Widerspruch mit der beharrlichen Überzeugung, daß Weltanschauungsfragen alles andere als unwichtig seien. Das machte sich auch im Bereich der politischen Überzeugungen bemerkbar. Chesterton fing – wie so viele – als Liberaler an, neigte aber auch hier von Anfang an zu sehr eigenwilligen Auffassungen. Keines der beiden großen politischen Lager seiner Zeit überzeugte ihn; weder der Imperialismus noch der Sozialismus. Seine anfängliche Sympathie für die Sozialisten erklärt sich allein daraus, daß er sie für das geringere Übel hielt. Der Burenkrieg weckte sein Interesse an Politik, und natürlich gehörte er zu den wenigen Engländern, die für die Buren Partei ergriffen; das aber nicht aus Pazifismus wie die meisten liberalen oder sozialistischen Pro-Buren, sondern einfach, weil er das Anliegen der Buren, ihr eigenes Land gegen kosmopolitisch-imperialistische Interessen zu verteidigen, für berechtigt hielt.

Solchermaßen Vertreter der Position einer Minderheit innerhalb einer Minderheit, lernte er Hilaire Belloc kennen, der seine Ansicht teilte und in dieser Zeit ebenfalls noch ein Liberaler war. Belloc gehörte zwischen 1906 und 1910 als liberaler Abgeordneter dem Parlament an, wandte sich aber schließlich desillusioniert vom Liberalismus ab. Gemeinsam mit Chestertons fünf Jahre jüngeren Bruder Cecil schrieb er ein vielbeachtetes Buch gegen das Parteiensystem und gründete 1911 die Zeitschrift *The Eye-Witness*. Die darin geführte Attacke auf den korrumpierten Parlamentarismus – in dem in Wahrheit immer die gleiche, parteiübergreifende Clique herrsche und nicht dem Volk, sondern einzelnen Interessenlobbys diene – war allerdings ausdrücklich kein Angriff auf die Demokratie oder das Parlament und sollte keiner Partei, sondern dem englischen Volk dienen. Der von Cecil Chesterton 1912 aufgedeckte Korruptionsskandal, in den mehrere Mitglieder der englischen Regierung verwickelt waren, betraf dann auch nur eher zufällig die liberale und nicht die konservative Partei.

Die Enttäuschung über den Liberalismus und den Sozialismus führte jedenfalls weder bei Belloc noch bei den beiden Chestertons zu einer Hinwendung zum traditionellen englischen Konservatismus. Belloc blieb ebenso Revolutionär, als er Monarchist und Anhänger der Action française wurde, wie G.K. Chesterton Revolutionär blieb, als er Katholik wurde. Im Falle Chestertons hing das nicht nur mit seiner Abneigung gegenüber dem ja eigentlich liberalen Imperialismus der Tories zusammen; auch dem fundierteren Konservatismus etwa Edmund Burkes konnte er nur wenig abgewinnen. Es ist ohnehin schwer einzuschätzen, wie stark Chestertons politisches Engagement mit dem Gefühl der Verpflichtung zusammenhing, das Vermächtnis seines Bruders weiterzuführen, als dieser 1918 infolge einer Kriegsverwundung starb. Chesterton übernahm jedenfalls die Herausgeberschaft der Zeitschrift seines Bruders und tritt gemeinsam mit Belloc vor allem für den »Distributismus«, eine im Grunde mittelalterlich inspirierte Wirtschaftsordnung als »Dritten Weg« zwischen Kapitalismus und Planwirtschaft, in der Privatbesitz möglichst gleichmäßig verteilt werden sollte.

Was »Chesterbelloc« (George Bernard Shaw) da vor allem in der Distributist League und in Chestertons Privatzeitschrift *G.K.'s Weekly* propagierten, wies zwar Schnittmengen mit konservativen Anschauungen auf, war aber doch noch relativ weit von typischem Konservatismus, vor allem von typisch englischem Konservatismus entfernt. Chesterton galt seinen Zeitgenossen auch eigentlich nicht als Konservativer, wohl aber als Reaktionär. Das bedeutet aber nicht, daß Chesterton je seinen revolutionären Geist verloren hätte. Er hat ihn auch nicht zu einem revolutionären Konservatismus umgeformt, sondern die Parteinahme für die Reaktion eigent-



»Ich bin kein Konservativer, was ich auch sein mag, aber die ganze Atmosphäre der Liberalität war zu unliberal, um sie zu ertragen.«

G.K. Chesterton

lich bloß als logische Konsequenz betrachtet. Ausschlaggebend dafür war seine schon erwähnte religiöse Positionierung als Christ, genauer: als Katholik.

»Wir brauchen also nicht gegen das Alte zu rebellieren; wir müssen gegen das Neue rebellieren. Die neuen Herrschenden, der Kapitalist oder der Verleger, sind die Stützen der Moderne. ... So erübrigt sich auch der Kampf gegen die gesetzlich geplante Pressezensur. Pressezensur brauchen wir nicht, wir haben die Zensur durch die Presse.«

G.K. Chesterton

Gegen den Katholizismus, den Chesterton schließlich mit der Vehemenz, aber ohne die Verbissenheit des Konvertiten vertrat, ließe sich wohl manches einwenden; vor allem wäre die Frage zu stellen, ob es Chestertons Katholizismus außerhalb der Zeitspanne zwischen dem Ersten und dem Zweiten Vatikanischen Konzil überhaupt je gegeben hat. Trotzdem ist seine Verteidigung der (katholischen) Orthodoxie faszinierend, zumal sie eigentlich nur darin besteht, sämtliche üblicherweise gegen das Christentum vorgebrachten Einwände aufzunehmen und zu zeigen, daß es sich dabei in Wirklichkeit um Vorzüge handelt. Die philosophische wie historische Wahrheit des Christentums bestand für Chesterton vornehmlich darin, daß es die Antwort auf die notwendige Krise des Heidentums gewesen sei. Hatte das Heidentum das Heil in Vernunft und Maß – im »goldenen Mittelweg« – gesehen, so habe das Christentum einen neuen, lebendigeren Mittelweg entdeckt: das gleichzeitige Festhalten der Extreme, die sich dadurch gegenseitig ausbalancieren. Nur so seien überhaupt die verschiedenen, oft völlig gegensätzlichen Vorwürfe der Modernisten an das Christentum verständlich: Den einen sei es zu friedfertig (im Gebot der Nächstenliebe), den anderen zu gewalttätig (in den Kreuzzügen); den einen zu pessimistisch (in der Erbsündenlehre), den anderen zu optimistisch (im Erlösungsversprechen); den einen zu frauenfeindlich, den anderen als Religion nur etwas für Frauen usw. Die strikte Ablehnung der »Lauen« (Offb. 3,16) durch Christus variierend, schrieb Chesterton: »Es stimmt, daß die historische Kirche ebensoviel Wert auf den Zölibat wie auf die Familie gelegt, daß sie sich (wenn man so will) gleichermaßen vehement für das Kinderkriegen und gegen das Kinderkriegen ausgesprochen hat. Beides hat sie nebeneinandergesetzt wie zwei starke Farben, Rot und Weiß, wie das Rot und das Weiß auf dem Schild des heiligen Georg. Sie hatte stets einen gesunden Haß auf die Farbe Rosa.«

Wenn Chestertons Christentum wie seine politischen Anschauungen in erster Linie katholisch waren, so gilt das im Positiven wie im Negativen. Es ist jedenfalls kein Zufall, daß Chesterton ab 1914 im »Krieg der Philosophen« (Peter Hoeres) eifrig auf der Seite des Feindes kämpfte und gegen die »Barbarei von Berlin« anschrieb. Das Preußentum verachtete er zeit lebens, und das nicht nur, weil er es nicht aus eigener Anschauung kannte und nur eine unklare Vorstellung davon hatte, sondern auch, weil er für protestantische Ernsthaftigkeit keinen Sinn hatte. Chesterton hielt dem Journalismus, »dem leichtesten aller Berufe« (Chesterton), nicht zuletzt deshalb die Treue, weil er lieber ungezwungen seinen genialen Einfällen folgte, als sie mühsam bis in die letzte Konsequenz durchzuarbeiten. Das ist auch der Grund dafür, weshalb seine konkreten politischen Auffassungen – vor allem der Distributivismus – gleichzeitig so vernünftig und so unrealistisch wirken. Er war tatsächlich kein Konservativer, was zunächst heißt, daß er die Tradition zwar achtete – als »Demokratie für die Toten« –, im Zweifelsfall aber nur sehr selektiv bereit war, auf sie zu hören.

Darum ist es auch richtiger, Chesterton als Reaktionären zu bezeichnen, allerdings als Reaktionären nach eigener Fassung. Innerhalb der Denkfamilie der Rechten gehört er am ehesten zu jener oft kritisierten »Toskana-Fraktion«, die in Chestertons Fall aber eher eine Burgunder-Fraktion ist und die ganz in seinem Sinne ein notwendiges Gegengewicht zu gewissen asketischen Auswüchsen preußisch-rechter Gesinnung sein könnte. Man kann daher von Chesterton auch heute noch viel lernen: Zunächst, daß man weder adlig noch Landbesitzer sein muß, um eine reaktionäre Existenz zu führen; daß es also auch einen reaktionären Mittelstand geben kann. Wichtiger ist aber, daß auch für den Reaktionären Zeitgenossenschaft anstelle bloßer Weltflucht möglich ist. Ein Reaktionär à la Chesterton zieht sich nicht angewidert vor der Wirklichkeit zurück, sondern streitet gut gelaunt für die Tradition. Dabei macht es nichts aus, daß die Tradition längst abgerissen ist; man kann auch für sie kämpfen, wenn es sie nicht mehr gibt. Oder anders ausgedrückt: Wenn die Handlungsmöglichkeiten des Konservatismus – Dinge zu bewahren oder auch zu schaffen, die zu erhalten sich lohnt – gar nicht mehr real bestehen, dann zeigt die Lektüre Chestertons einen gangbaren Weg auf, der einen vor der freiwilligen Selbsteinweisung ins Irrenhaus bewahrt.

#### Literaturhinweise:

Gilbert Keith Chesterton: *Ketzer. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter. Plädoyer gegen die Gleichgültigkeit* [1905], Frankfurt a.M./Leipzig 2004.;

ders.: *Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen* [1908], Frankfurt a.M. 2000.;

ders.: *Der unsterbliche Mensch* [1925], Bonn 2009.;

ders.: *Autobiographie* [1936], Bonn 2002.

# Neue Studien



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe – Heft 22

## Warum Deutschland nicht vom Euro profitiert. Volkswirtschaftliche Bilanz und politische Konsequenzen

48 S., geheftet, 5 €

Bundeskanzlerin Angela Merkel: »Deutschland profitiert vom Euro wie kaum ein anderes Land in der Europäischen Union.« – Spätestens seit der entfesselten Rettungsschirm-Politik der EU samt Beschneidung der Souveränität der nationalen Parlamente sind die Mythen über den Segensreichtum der gemeinsamen europäischen Währung ins Wanken geraten. Die neue Studie entlarvt dabei diese Mythen fundiert und faktenreich aus volkswirtschaftlicher Sicht. Und präsentiert mögliche Szenarien der weiteren Entwicklung: vom Erhalt des Euro-Raums in seiner derzeitigen Form über das Ausscheiden der Defizitländer bis zum Austritt Deutschlands aus dem Währungsverbund.



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 21

## Ist der Islam unser Feind? Eine Lageanalyse

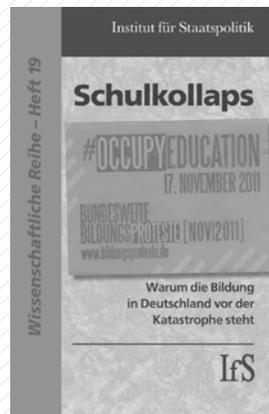
40 S., geheftet, 5 €



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 20

## Vom Heimatdienst zur politischen Propaganda. 60 Jahre Bundeszentrale für politische Bildung

44 S., geheftet, 5 €



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 19

## Schulkollaps. Warum die Bildung vor der Katastrophe steht

47 S., geheftet, 5 €

## INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Freiheit 12 a/b · 12555 Berlin

Tel/Fax (030) 75 54 98 78 · e-Post [institut@staatspolitik.de](mailto:institut@staatspolitik.de)

[www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de)

## Die Reaktion auf 1789 in sechs Thesen gefaßt

von Felix Dirsch

**1.** Es gab drei Möglichkeiten der Reaktion auf 1789. Zum einen war da die grundsätzliche Bejahung des Fortschritts auf der Basis des vor der Revolution Bestehenden. Gemeint ist damit eine kontinuierliche Fortentwicklung ohne revolutionäre Zäsuren. Reform von oben statt Revolution von unten! So haben es die Reformkonservativen beabsichtigt und in Preußen durchgeführt. Angesichts der nur indirekten Auswirkungen der Revolution auf das Alte Reich verwundert es nicht, daß unter den Gegnern der französischen Ereignisse hierzulande die Reformkonservativen dominierten, von denen August Wilhelm Rehberg, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Gentz zu nennen sind.

Die Restaurativen oder Reaktionäre bilden die zweite Gruppe. Diese geht davon aus, daß die Zeit vor der großen Zäsur die bessere gewesen sei, kann aber freilich nur schwer erklären, warum die Masse der Bevölkerung nicht zurückstrebt zur »guten alten Zeit«. Während in Frankreich mit Joseph de Maistre und Louis-Gabriel-Ambroise Vicomte de Bonald durchaus theoretisch orientierte Köpfe diese Gruppe repräsentierten, waren die Reaktionäre in Preußen hauptsächlich adelige Männer der Tat, etwa der heftige Gegner der Stein-Hardenbergschen Reformen, der General und Politiker Ludwig von der Marwitz, der in der Aufhebung der Leibeigenschaft die Grundlagen der Gesellschaft, nämlich Vertrag und Besitz, verletzt sah.

Eine dritte Gruppe durchdachte die Dialektik von Vergangenheit und Zukunft. Der Priester und Schriftsteller Félicité de Lamennais verteidigte zuerst als katholischer Traditionalist das Ancien régime. Im Laufe der Zeit wurden aber die revolutionären Errungenschaften selbst zur Tradition. Konsequenterweise veränderte er seine Einstellung und mutierte zum wichtigsten Vertreter des liberalen Katholizismus. Auch der Philosoph Franz von Baader, der Lamennais anläßlich seines Todes in einem Beitrag würdigte, reflektierte diesen Umschlag. Der bayerische Gelehrte arbeitete die Evolution als das entscheidende Prinzip des »wahren Fortschritts« heraus, weil sowohl der Reaktionär als auch der »Revolutionäre gegen jede wahre Entwicklung protestieren«.

**2.** Die führenden publizistischen Gegenrevolutionäre in Frankreich, de Maistre und de Bonald, waren insofern Reaktionäre, als ihr Weltbild durchaus an der Ordnung des Ancien régime orientiert war, was zum Teil heftige Kritik an dieser nicht ausschließt.

Es greift zu kurz, de Maistre nur als Dezisionisten (Carl Schmitt), Protofaschisten (Isaiah Berlin) oder kryptoliberalen Denker (Hans Maier) zu sehen. Er gehörte der breiten Strömung der Philosophia perennis an, einer mystisch-theosophischen Richtung, die sich durch die abendländische Geistesgeschichte zieht und durch berühmte Geister wie Meister Eckhart, Nikolaus von Kues und Jakob Böhme repräsentiert wird. Louis Claude de Saint-Martin und Martinez de Pasqually vermittelten de Maistre, dem Vater des katholischen Traditionalismus, dieses Erbe, insbesondere die politische Ausrichtung, die im Sündenfall ein Einfallstor für die Legitimation von strenger Strafgewalt seitens des Staates erkennt. Selbst die Todesstrafe konnte vor diesem Hintergrund, in Anlehnung an klassische Autoren wie den heiligen Augustinus, gerechtfertigt werden. Die ursprünglich eher unpolitische Philosophia perennis wandelte sich ab diesem Zeitpunkt zu einer eminent politischen.

**3.** Die Kritik der zeitgenössischen Reaktionäre an der großen Umwälzung benötigte den Rekurs auf Konzepte der Politischen Theologie.

Vor dem theosophisch-mystischen Hintergrund nehmen Frankreich und die gallikanische Kirche bei de Maistre eine führende Rolle in der Heilsgeschichte ein. Dem ist das Land seiner Ansicht nach nicht gerecht geworden. Besonders die Wendung gegen die Religion ist ihm Indiz für den Sieg des Satanischen. Die blutigen Ereignisse führten jedermann vor Augen, daß die Heilsordnung zerstört worden sei. Dem »absolut Bösen« (Ernst Nolte), das der savoyische Edelmann für weltgeschichtlich singular einschätzt, hält er das Konzept der Politischen Theologie entgegen. Nachdem die Sünde des Umsturzes jede optimistische Sicht der Vernunft unmöglich gemacht hat, bleibt nur eine positive Perspektive auf Opfer, Gehorsam, Inquisition und

einiges mehr, das für die meisten Nachgeborenen das Bild de Maistres verdunkelt. Das Strafgericht von »1789«, die massive »Gewaltgeschichte der Französischen Revolution« (Horst Gebhard), hat den einst der Vernunft gegenüber wohlwollenden, »frommen« Freimaurer zum ultramontanistischen Aufklärungsfeind werden lassen, der jedweder »philosophischen Korrektheit« (Schmidt-Biggemann) widerspricht.

**4.** Die Kritik an abstrakt-ungeschichtlichen Zustandsbeschreibungen von Mensch und Gesellschaft ist ein Kernstück der Polemik von de Maistre, de Bonald und anderen Gegenrevolutionären.

Der Diskurs der Aufklärung brachte häufig ein Idealbild von Mensch und Gesellschaft hervor, das nur zur revolutionären Legitimation politischer Herrschaft diente, mit der realen Alltagswelt aber gar nichts zu tun hatte. Beispiele sind die Fassung des Naturzustandes bei Rousseau, Kants Vorstellung vom »ewigen Frieden« und die »Briefe« über die ästhetische Erziehung bei Friedrich Schiller. Er läßt in dieser Schrift bereits die Vision vom Menschen aufblitzen, der Mensch sei, indem er spiele. Demnach sei der Mensch als solcher nur authentisch, wenn er von gesellschaftlichen Zwängen und Zwecken entbunden werde. De Maistre dagegen ruft eine Binsenweisheit in Erinnerung: »Ich habe in meinem Leben Franzosen, Italiener, Russen usw. gesehen. Dank Montesquieu weiß ich sogar, daß man Perser sein kann. Einen Menschen aber erkläre ich nie im Leben gesehen zu haben, er müßte denn ohne mein Wissen vorhanden sein«.

Statt das Loblied auf den abstrakten Menschen zu singen, dem man keine Funktion übertragen könne, empfiehlt de Bonald die »Unterordnung aller Wesen unter die Bedingung ihrer Erhaltung« (Spaemann). Folglich profilierte er sich nicht nur als »Anti-Rousseau par excellence« (Hans Maier), sondern ebenso als »Anti-Schiller«, der auf eine Traditionslinie vorausweist, die von Auguste Comte bis zu Charles Maurras reicht. Ähnlich steht es um die Beurteilung des Gesellschaftsvertrages. Dieses Konstrukt beschreibt eine idealtypische Situation, in der die Subjekte als Freie und Gleiche herausgestellt werden. Diese ermächtigen einen Herrscher, der entweder an bestimmte Auflagen gebunden ist (Locke) oder weithin frei agieren kann (Hobbes), unter der Bedingung, daß er imstande ist, die Sicherheit aufrechtzuerhalten. De Maistre betrachtet solche hypothetischen Darstellungen als Uniformierung, die der Vielfalt der Völker, Staaten, Sitten, Temperamente nicht gerecht werden könne.

**5.** Reaktion bedeutet Kritik an individualistischen Tendenzen. Die Aufklärung ist öfters auch als das humanistische Zeitalter bezeichnet worden. Die Glorifizierung des Individuums zeigt sich nicht zuletzt in der Einforde-

rung spezieller vorstaatlicher Personenrechte wie des Rechts auf Eigentum (Locke). Im weiteren Fortgang dieser Epoche wird sogar die Anerkennung der Menschenrechte als Basis und Legitimation jedweder staatlichen Herrschaft (Kant, Rousseau) postuliert. Die Gemeinschaft hat diese Rechte zu gewähren, wird also zum bloßen Handlanger des Subjekts, dem es nach gegenrevolutionärer Ansicht gelungen ist, »sich eine neue Gesellschaft zu machen, deren Gesetzgeber und Machthaber man selbst ist« (de Bonald). Diesen Charakter der Gesellschaft als Spielball der einzelnen kann insbesondere de Bonald nicht akzeptieren, hat doch das Individuum alles, was es besitzt, vom Kollektiv, in dem es aufgewachsen ist, erhalten – allein schon durch die Vermittlung, die die Sprache besorgt. Bonald betrachtet die Herauslösung des einzelnen aus dem Kosmos der Funktionen der Gemeinschaft als Gefahr. Daher ist er bestrebt, den einzelnen vom privaten in den allgemeinen Bereich zu versetzen und ihn in politische Stände einzuordnen.

**6.** Zeitgenössisches reaktionäres Denken und Handeln gegen »1789« vermeidet viele negative Implikationen der Gegenrevolutionäre des 20. Jahrhunderts.

Reaktionäres Denken muß in einer Weise und bis zu einem gewissen Grad so politisiert sein, daß es sich mit dem revolutionären Impetus messen kann. Dennoch ist die zeitgenössische Reaktion auf »1789« in vielerlei Hinsicht deutlich geistiger, spricht: theologischer, ausgerichtet als die antirevolutionären Aktionen etwa nach 1918 in einigen europäischen Ländern wie in Ungarn. Hier ging die Gegenrevolution in eine reine Militärdiktatur über. Letztere hat mit traditionellen politischen Regimes oft wenig zu tun, sondern ist ihrerseits eher modern ausgerichtet, jedenfalls in der Anwendung der Herrschaftsmittel. Anders wiederum die Grundabsicht der Gegenrevolutionäre de Bonald und de Maistre: Sie wollten nicht nur den Bruch mit der Überlieferung überwinden, sondern die Rückkehr zu einer alten Ordnung, einer freilich unverschütteten, ermöglichen, demgemäß zu einer »Ordnung überhaupt« (Aurel Kolnai). Sie gilt als der reine Ursprung.

Das freilich setzt die Negierung revolutionärer Prinzipien voraus. So beschreibt de Maistre die Gegenrevolution anhand eines Beispiels dadurch, daß sie keine Königswahl durch das Volk gutheißen könne, selbst wenn es in der Lage wäre, die »richtige«, das heißt: legitime, Wahl zu treffen. Denn: Gott benutzt bei seiner Entscheidung die Untertanen als Werkzeug. Selbst für jene Verbrecher, die für die Morde in der unmittelbaren Folgezeit von 1789 verantwortlich sind, gilt dieser Befund. Bestehen die wesentlichen Grundsätze der Revolutionäre darin, Christentum und Monarchie auszulöschen, versuchen die Gegner der Neuerer hingegen, beides hochzuhalten und deren gesellschaftliche Relevanz wiederherzustellen.

## »Die Heilige Messe ist nicht verhandelbar.«

Ein Gespräch mit Pater Michael Weigl (Piusbruderschaft)

*Die Piusbruderschaft, eigentlich »Fraternitas Sacerdotalis Sancti Pii X.«, wurde 1969 gegründet. Sie hatte zum Ziel, die katholische Priesterschaft zu erneuern. Als Gründungsvater gilt Erzbischof Marcel Lefebvre, der wesentliche Neuerungen des II. Vatikanischen Konzils (1962–65) ablehnte. Lefebvre wurde durch Papst Paul VI., den »Konzilsvater«, suspendiert und durch Papst Johannes Paul II. exkommuniziert. Ins Licht der Öffentlichkeit gerückt wurde die Bruderschaft Pius X. in den vergangenen Jahren durch einen ihrer Bischöfe, Richard Williamson. Der stand im Verdacht, den Holocaust gezeugnet zu haben. 2012 ist Williamson wegen mangelndem Gehorsam und Respekt gegenüber seinen rechtmäßigen Oberen aus der Bruderschaft entlassen worden.*

*Die Piusbrüder verstehen sich nicht als Sedisvakantisten, sie erkennen den Papst an. Unter Papst Benedikt XVI. hat es einige Annäherungen an die Bruderschaft gegeben. 2007 erließ der Papst ein apostolisches Schreiben, das den usus antiquior, also die bis 1962 gültige, lateinische Form der Liturgie, auch ohne Sondergenehmigung erlaubte. Seit 2008 können Priesteramtskandidaten die Ausbildung im »alten Ritus« verlangen. 2009 hat Benedikt das Exkommunikationsdekret zurückgenommen. Wir sprechen mit Pater Michael Weigl, der Prior im Priorat Christkönig der FSSPX in Bonn ist.*

**SEZSSION:** Pater Weigl, die Priesterbruderschaft St. Pius X. steht grundlegenden Teilen des II. Vatikanischen Konzils ablehnend gegenüber, vor allem der Liturgiereform, aber auch der neuen, toleranteren Haltung zu den Weltreligionen. Das kann man als Rebellion verstehen, als Aufstand gegen die Autorität. Andererseits verfolgen Sie restaurative Tendenzen. Sie möchten die Uhr gern 50 Jahre zurückdrehen. Wie geht das zusammen?

**PATER WEIGL:** Das gibt eigentlich ein ganz geschlossenes, zusammenhängendes Bild, wenn man Ihre benutzten Schlagworte als die üblichen – und damit wohlbekanntesten – emotionalen Prägnanzen der Medien erkennt. Wer zwischen den

Zeilen die gewohnten, politisch korrekten Stigmatisierungen in »gut« und »schlecht« entlarven kann, wird fündig. Das »gute« Konzil hat endlich durch die Spitzenvertreter der Kirche die Toleranz erfunden und die »schlechten« Piusbrüder wollen den totalitären Gottesstaat. Die »gute« Befreiung zu einer offenen Gesellschaft, in der deshalb »nichts mehr wirklich zählt« (Joachim Fest), stehen die restriktiv verknöcherten, grenzneurotischen Piusbrüder gegenüber, die sich nach der Strenge und Bevormundung alter Zeiten sehnen. Wer philosophisch-theologisch etwas gebildet ist, weiß aber, daß das II. Vatikanische Konzil das »1789 der Kirche«, also die Revolution im Gottesreich war und ist, und die FSSPX nicht hilflos von den guten alten Zeiten träumt, sondern das Wesentliche bewahren und weitergeben möchte.

**SEZSSION:** Sehen Sie keine Möglichkeit, auch innerhalb des nachkonziliaren Rahmens fromm und demütig die Messe zu feiern? Gerade Papst Benedikt hat doch durch sein *motu proprio* von 2007 die Feier der Heiligen Messe in ihrer überlieferten Form ausdrücklich bewilligt. Genügt der Bruderschaft dies nicht als Spielraum?

**PATER WEIGL:** Das *motu proprio Summorum pontificum* ist endlich ein Schritt in die richtige Richtung, und es räumt auch mit der alten ungerichten Verfolgung und nachkonziliaren Lügen von Jahrzehnten auf: daß nämlich die Neue Meßordnung von 1969 die »Messe des Konzils« und deshalb der Ritus der tridentinischen Messe »verboten« sei. Das alles ist Propaganda und qualifizierte Ungerechtigkeit der neuen, »nachkonziliaren Liebeskirche«: Das Konzil schloß nämlich schon 1965, und alle Konzilsväter zelebrierten noch den alten Ritus.

Neben dieser formalen Seite gibt es noch die inhaltliche, welche die verschiedenen Formen der Riten vergleicht. Papst Benedikt sprach in seinem Schreiben von der ordentlichen und außerordentlichen Form ein und derselben Messe. Es gibt aber wesentliche Unterschiede, nicht, was die Gültigkeit, sehr wohl aber, was die symbolische, rituelle Darstellung der Meßtheologie betrifft. Unser Anliegen ist es, eine Dynamik ins kirchliche Leben zu bringen, die eine praktische Entfaltung des gültig Erworbenen bewirkt, nämlich eine allgemeine Feier der tridentinischen Messe; also Reform und nicht Revo-

lution. So hat die Kirche ja auch über Jahrhunderte erfolgreich missionarisch gewirkt. Dafür genügt aber eine wissenschaftlich theoretische Bearbeitung des Alten Ritus und der dazugehörigen Theologie in »Reservaten« – also bewilligten, kleinen und genau beschränkten Freiräumen – nicht. Das ist eine Grundsatzfrage, eine Frage nach der Identität des Christen und keine »verhandelbare Materie«, um nicht von der sogenannten Progression der Ansichten nachkonziliarer kirchlicher Denkweisen aufgesogen oder einfach nur in sie eingegliedert zu werden.

**SEZSSION:** Ich würde Ihnen gern drei kleine Beispiele aus eigenem Erleben schildern: a) Gerade waren wir zum »Blutfreitag« in Weingarten, ein lebendiges Beispiel der Volksfrömmigkeit. Würdiger Gottesdienst durch Kardinal Woelki, übervolle Basilika, minimale Teile der Liturgie sogar in Latein. Zwischendurch immer wieder lautes, ja frenetisches Klatschen, etwa direkt nach der Predigt. Die Leute waren schlicht begeistert, wohin mit dieser Euphorie?

**PATER WEIGL:** Lassen Sie mich mit einem Beispiel antworten. Als meine Mutter darum rang, mich zur tridentinischen Messe zu bewegen, erzählte sie ein Erlebnis. Einer ihrer protestantischen Kollegen hatte sie ganz entsetzt gefragt, was denn in der Kirche los sei. Früher, bei der »Alten Messe«, hätte er auf seinen Weltreisen einfach den Schott (das deutsch-lateinische Meßbuch) mitgenommen, und wäre so auch am Sonntag überall »zu Hause« gewesen, aber den oft improvisierten neuen Riten, noch dazu in Landessprache, könne man einfach nicht mehr folgen.

Ihr Erlebnis am »Blutfreitag« bestätigt nur das Verlangen der Menschen nach religiösen Riten und nach dem Übernatürlichen und Gnadenhaften. Aber Begeisterung allein ist ein Strohflecken. Wer kommt denn noch nach den Weltjugendtagen oder den Disco-»Gottesdiensten« die nächsten Sonntage zur Meßfeier? Was blieb in Weingarten die Sonntage danach übrig?

**SEZSSION:** Ein zweites Beispiel: eine junge Frau, katholisch, die heilfroh darüber ist, das der Pfarrer ihren evangelischen Mann herzlich zum gemeinsamen Abendmahl eingeladen hat.

**PATER WEIGL:** Auch ich lade gerne »gemischte Ehepaare« ein, aber lieber zum Kaffee oder Abendessen um über »Gott und die Welt« zu sprechen, anstatt entgegengesetzte theologische Konzeptionen in einer »unehrlichen« Praxis, welche genau genommen den anderen Standpunkt gar nicht ernst nimmt, als gleich oder gleichberechtigt zu demonstrieren. Außerdem ist die Teilnahme an der göttlichen Liturgie allen erlaubt, solange sie sich ehrfürchtig verhalten. Für den würdigen Empfang der Eucharistie

gibt es aber notwendige Voraussetzungen.

**SEZSSION:** Dorfkirche, Firmvorbereitung. Der Bischof ist anwesend. Trommeln, Panflöte, Gitarre, Motto: »Wo getanzt wird, da gilt das Gebet zehnfach.« Dazu sogenanntes »Neues geistliches Lied«: »Füllt den Wein nicht in die alten Schläuche, zwingt die junge Kirche nicht alte Bräuche.« Die Jugend war euphorisiert. Die uralten Schläuche: die wären durch Sie, durch die Priesterbruderschaft Pius X. repräsentiert. In Ihren Gottesdiensten wird nicht geklatscht oder getanzt, Sie feiern die Eucharistie nicht mit reformierten Christen. Haben Sie keine Sorge, an den Bedürfnissen der Gläubigen vorbeizuhandeln? Oder verstehen Sie sich als Elite, die sich eben nur an einen sehr kleinen Prozentsatz ihrer Schafe richtet?

**PATER WEIGL:** »Zwingt die junge Kirche nicht in alte Bräuche« ist ein gutes Beispiel modernistischer Weltanschauung. Als Basis dient dabei mein religiöses Gefühl und damit ist diese Gefühl auf der einen Seite umso authentischer, je mehr ähnlich fühlen und andererseits umso wandelbarer je mehr sich die Zeiten ändern. In Wirklichkeit aber ist nicht nur der Mensch ein von Gott geschaffenes Wesen, das damit auch eine Bestimmung hat, sondern auch die Kirche ist eine vom Gottmenschen, Jesus Christus eingesetzte Heils-



einrichtung bzw. Heilsgemeinschaft, die durch diese Einsetzung ein unabänderliches Wesen hat. Diese Wesen ist nicht ganz leicht zu begreifen und regelmäßig falsch verstanden worden. Der Auftrag ist also keine elitäre Selbsteinschätzung, sondern durch Aufmerksamkeit und Liebe das Wesentliche an der Kirche immer mehr zu erfassen und dies weiterzugeben.

**SEZSSION:** Und dies geht nur durch so viel Strenge und – Sezession?

**PATER WEIGL:** Zwar möchte ich nicht behaupten, daß Rilke sein Gedicht »Der Schauende« so verstanden hat, aber es würde zu diesem Kontext passen: »[...] Wie ist das klein, womit wir ringen, / was mit uns ringt, wie ist das groß; / ließen wir, ähnlicher den Dingen, / uns so vom großen Sturm bezwingen, / – wir würden weit und namenlos. // Was wir besiegen, ist das Kleine, / und der Erfolg selbst macht uns klein. / Das Ewige und Ungemeine / will nicht von uns gebogen sein. / Das ist der Engel, der den Ringern / des Alten Testaments erschien. [...] Wen dieser Engel überwand, / welcher so oft auf Kampf verzichtet, / der geht gerecht und aufgerichtet / und groß aus jener harten Hand, / die sich wie formend an ihn schmiegte. / Die Siege laden ihn nicht ein. / Sein Wachstum ist: der Tiefbesiegte / von immer Größerem zu sein.«

*Die Fragen stellte Ellen Kositzka*

## Kleines Lexikon der Reaktion

von Karlheinz Weißmann

**I. BEWEGUNGEN** Entgegen einer verbreiteten Einschätzung hat England auch auf diesem Feld eine Vorreiterrolle gespielt. Denn die erste im eigentlichen Sinn reaktionäre Bewegung entstand im 16. Jahrhundert als Folge des religiösen Zickzackkurses, den Heinrich VIII. verfolgte. Dessen phasenweise radikalreformatorische Tendenz führte 1536 zur Entstehung der *Pilgrimage of Grace* im Norden. Die »Pilgerschaft der Gnade« fand ihren Anhang in der Bauernschaft, dem kleinen Bürgertum und dem niederen Adel, wurzelte aber vor allem in den Überlieferungen der Volksfrömmigkeit. Der Rückbezug auf die alte Religion hat dann einhundert Jahre später auch die Loyalität gegenüber Karl I. motiviert, dessen Auseinandersetzung mit dem Parlament in einem Bürgerkrieg (1641–1649) mündete, bei dem ihn keineswegs nur die »Kavaliere« unterstützten, sondern auch eine königstreue, hochkirchliche oder katholische Massenbasis. Die Verknüpfung von Loyalität gegenüber dem angestammten Haus und dem angestammten Glauben bildete in der Folge das Fundament für die intransigenten Stuartanhänger im England, Schottland und Irland des 18. Jahrhunderts, und außerdem für die Entstehung der Tory-Partei, den Vorläufer der britischen Konservativen. Deren Gedächtnis reichte weit genug zurück, um beim Ausbruch der Französischen Revolution sofort die Parallelen zur eigenen Geschichte zu erkennen und jenseits des Kanals die royalistische Partei nach Kräften zu unterstützen. Trotz tiefverwurzelter nationaler Affekte gegenüber Frankreich erkannte man doch die Notwendigkeit, im Weltbürgerkrieg Partei zu ergreifen. Aus diesem Grund half Großbritannien nicht nur den eher liberalen Kräften im Süden, sondern auch den Königstreuen im Westen Frankreichs. Vom Kerngebiet der Vendée ausgehend, hatten sich hier die Bauern gegen die gottlosen Königsmörder in Paris erhoben und in einer Mischung aus Partisanenkampf und regulärem Krieg (1793–1803) den Truppen der Republik immer wieder empfindliche Niederlagen beigebracht. Die »Blauen« (so genannt nach den Uniformen der Republik) gingen schließlich mit offenem Terror gegen die »Weißen« (so genannt nach den Königsfarben) vor, was in einem »innerfranzösischen Völkermord« (Reynald Secher) von unvorstellbaren Ausmaßen endete. Selbst



Grabmal des Stuartprätendenten Jakob (III.) und seiner Söhne im Petersdom zu Rom

Napoleon mußte einen regelrechten Friedensvertrag mit den Aufständischen schließen, um eine Pazifizierung zu erreichen. Die Reserve gegenüber der Revolution blieb aber; in Teilen der Vendée wurde bis 1914 keine Trikolore vor den Rathäusern aufgezogen.

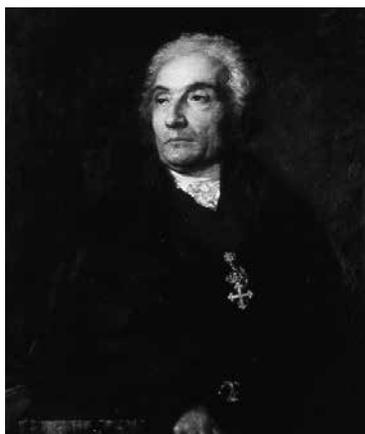
Die Vendée wurde das Muster aller späteren reaktionären Bewegungen. In Frankreich gilt das bis hin zur Action française, die heute zwar nur noch ein Schatten ihrer selbst ist, aber in der Vergangenheit zu den einflußreichsten Organisationen der politischen Rechten gehörte. Außerhalb der französischen Grenzen ist an die spanischen Karlisten zu denken, die in den 1830er Jahren als Folge eines Thronstreits entstanden und ihre regionale Basis im Baskenland und in Navarra hatten, genauso wie die Weißen, die nach dem Oktoberputsch der Bolschewiki von 1917 in Rußland die Herrschaft des Zaren wiederherstellen wollten, und all die kleineren oder größeren monarchistischen Parteien und Milizen, die an eine gewaltsame oder friedliche Restauration dachten.

Eine Ausnahme bilden im Grunde nur die »Konföderierten« wegen der ganz anders garteten Situation auf dem amerikanischen Kontinent. 1861 hatten die sogenannten Südstaaten versucht, aus dem Verband der USA auszutreten, wurden aber 1865 nach ihrer Niederlage im Bürgerkrieg zurückgezwungen. Da dieser Konflikt – anders als die offizielle Lesart will – nicht zuerst auf die Sklavereifrage zurückzuführen war, sondern auf den Selbstbestimmungswillen des Südens, blieben auch die entsprechenden Traditionen hartnäckig bis in die Gegenwart erhalten. Ein Sachverhalt, den man so weder für die Stuartanhänger noch für die Vendée oder die Weißen in Rußland behaupten kann, bestenfalls für

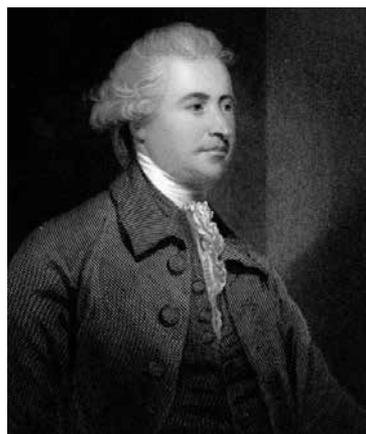
2. DENKER Im Hinblick auf die Denker der Reaktion wird man sinnvollerweise mit denjenigen beginnen, die unmittelbar nach Ausbruch der Französischen Revolution darangingen, die alte Ordnung zu verteidigen und ihre Wiederherstellung zu verlangen. Daß dabei auch diejenigen genannt werden müssen, die man gewöhnlich den Vätern des Konservatismus zuschlägt, liegt in der Natur der Sache. Gemeint sind vor allem der Brite Edmund Burke (1729–1797), der Franzose Joseph de Maistre (1753–1821) und der Deutsche Friedrich von Gentz (1764–1832). Ihnen allen gemeinsam war die Überzeugung, daß der Umsturz das Ergebnis einer systematischen – von den »Philosophen« vorangetriebenen – Un-



Friedrich von Gentz



Joseph de Maistre



Edmund Burke

die Karlisten, die sich am Spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) auf der Seite Francos beteiligten und deshalb für einen Augenblick als Sieger der Geschichte dazustehen schienen, dann aber in der Diktatur des Caudillo rasch an den Rand gedrängt und ein Opfer des allgemeinen Modernisierungsprozesses wurden. Immerhin stellt der »Carlismo« im Bündnis mit dem Regionalismus bis heute eine gewisse Größe dar, pittoreskerweise auch in Gestalt eines Links-Karlismus.

Es sei hier abschließend noch eine Bemerkung zur »Reaktionären« oder »Weißen Internationale« angefügt. Tatsächlich hat es aufgrund der Wahrnehmung einer Weltbürgerkriegslage nach 1789 immer eine Zusammenarbeit zwischen den Kräften der Revolutionsgegner gegeben. Das lag schon nahe wegen der über die Grenzen reichenden familiären Bande der Aristokratie, hatte aber doch vor allem weltanschauliche Gründe und ganz praktische – finanzielle, politische und militärische – Konsequenzen. So bildeten die Exilhöfe vertriebener Monarchen oder Prätendenten regelmäßig organisatorische Zentren und kämpften Veteranen der Vendée auf der Seite der Karlisten, Karlisten für die Verteidigung der bourbonischen Herrschaft in Neapel oder auf der Seite der Südstaaten im Amerikanischen Bürgerkrieg. So erklärt sich schließlich sogar noch die Teilnahme von Männern aus der Vendée am Freiheitskampf der Buren oder die Aufstellung weißrussischer Kontingente für die karlistischen Tercios.

terminierung des Ancien régime, seiner sozialen wie religiösen Basis, gewesen sei. Diesen Meisterdenkern der Reaktion stand eine ganze Reihe von Autoren zur Seite, die weniger prinzipiell argumentierten, sondern stärker auf das Tagesgeschehen bezogen, oder die die Vorstellung von einer geistigen Sabotage der Kirche wie der Monarchie zuspitzten zur Annahme einer Verschwörung einflußreicher Kräfte – der Freimaurer vor allem –, denen es gelungen war, die öffentliche Meinung zu manipulieren und systematisch alles in Frage zu stellen, was bis dahin Autorität genossen hatte.

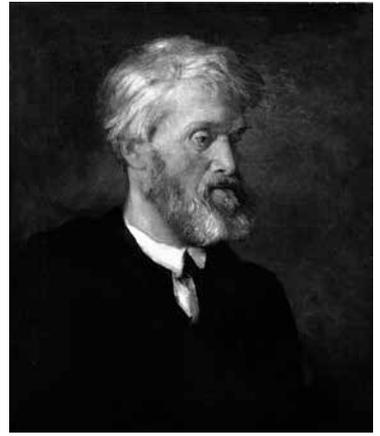
Der wichtigste Fortsetzer dieser älteren Tendenz des reaktionären Denkens war ohne Zweifel Juan Donoso Cortés (1809–1853), dessen berühmter Essay über den Katholizismus, den Liberalismus und den Sozialismus den Versuch unternahm, eine theologisch-politische Systematik anhand der Ereignisse zwischen 1789 und 1848 zu entwickeln. Hier zeigt sich auch in aller Schärfe die Stoßrichtung der Reaktion gegen den Liberalismus, dessen zersetzende Wirkung im Grunde für gefährlicher gehalten wurde als die offene Wendung des Jakobinismus/Sozialismus/Demokratismus gegen Gottesgnadentum, Religion und die tradierte Sozialordnung. Vorstellungen, die von allen reaktionären Denkern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geteilt wurden, allerdings immer weniger Anhalt an der gesellschaftlichen Wirklichkeit fanden. Die Entwicklung zeigte sehr deutlich, daß die reak-



Juan Donoso Cortés



Honoré de Balzac



Thomas Carlyle

tionäre Vorstellung von Legitimität sich nicht länger unmittelbar, sondern nur noch mittelbar rechtfertigen ließ.

Eine gewisse Umorientierung ist deshalb schon bei Autoren wie dem Briten Thomas Carlyle (1795–1881) feststellbar, der daranging, für seine Idee einer »organischen« Ordnung nach anderen Grundlagen zu suchen, jedenfalls den direkten Rückgriff auf die Überlieferung für ausgeschlossen hielt angesichts der Veränderungen, die die Revolution einerseits, die Industrialisierung andererseits bewirkt hatten. Ein Motiv, das sich ganz ähnlich bei Charles Maurras (1868–1952) und seinen begabten Schülern – etwa dem Historiker Pierre Gaxotte (1895–1982) – wiederfinden läßt, die sogar bereit waren, ein Bündnis mit dem Positivismus einzugehen, um der alten Monarchie eine »wissenschaftliche« Basis zu verschaffen. Ein Konzept, das vorübergehend ein erstaunliches Maß an Anziehungskraft ausübte, aber wegen schwindender Handlungsoptionen letztlich dahin führte, daß ein Teil der Anhängerschaft auf die Seite der revolutionären – faschistischen – Rechten wechselte, während ein anderer in den Legitimus zurückkehrte, dessen Milieus zwar zäh waren, aber nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Stück für Stück der Auszehrung anheimfielen.

Es blieben der Reaktion insofern nur die Esoterik – zu nennen ist der »Traditionalismus« von René Guénon (1886–1951) bis Julius Evola (1898–1974), bei stark variierendem Interesse an der Politik –, die Literatur – eine Linie, die man von Honoré de Balzac (1799–1850) über Georges Bernanos (1888–1948) bis zu Jean Raspail (\*1925) ausziehen kann, oder von Fjodor M. Dostojewski (1821–1881) bis zu Alexander Solschenizyn (1918–2008), oder von Reinhold Schneider (1903–1958) bis zu Botho Strauß (\*1944) und Martin Mosebach (\*1951) –, die Theorie – erwähnen muß man Thomas Molnar (1921–2010) und Eric Werner (\*1940) – und die Polemik. Vor allem auf diesem Feld liegt eine große Stärke der modernen Reaktion, was an so begnadeten Streitsuchern wie Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) und seinem Weggefährten Hilaire Belloc (1870–1953) zu erkennen ist, sicherlich auch an Erik von Kuehnelt-Leddihn (1909–1999) und selbst-

verständlich am Werk des großen Aphoristikers Nicolás Gómez Dávila (1913–1994).

**3. HELDEN** Vielleicht könnte man als ersten Helden der Reaktion Thomas Morus (1478–1535) bezeichnen, der seine Weigerung, den Eid auf Heinrich VIII. als Oberhaupt der englischen Kirche zu leisten, mit dem Leben bezahlte. Oder man könnte Karl I. (1600–1649) nennen, der zwar an der Macht selten einen überzeugenden Eindruck hinterließ, aber in Gefangenschaft



Solschenizyn als Chouan, 1993

und angesichts des Schafotts sogar seine Gegner menschlich überzeugt hat. Zu nennen wären selbstverständlich die Hochländer, die einen verzweifelten Opfergang in der Schlacht von Culloden (1746) antraten, um die Rechte des – unwürdigen – Thronanwärters der Stuarts durchzusetzen, und dann die Führer der Vendée mili-

taire, etwa Henri de La Rochejaquelein (1772–1794), auf den die heroische Trias »Wenn ich angreife, folgt mir! Wenn ich falle, rächt mich! Wenn ich weiche, tötet mich!« zurückgeht. In denselben Zusammenhang gehören die »Märtyrer der Guillotine«, von denen Papst Johannes Paul II. gesprochen hat, all jene, die in der Revolutionszeit ihr Leben gelassen haben, weil sie ihre religiösen oder politischen Vorstellungen nicht aufzugeben bereit waren. Vergessen werden soll auch eine mutige Frau nicht, Charlotte Corday (1768–1793), die in der antiken Tradition des Tyrannenmordes Marat niederstieß und dafür mit dem Leben bezahlte. Zu nennen wäre unter den Konföderierten natürlich und vor allem Robert E. Lee (1807–1870), einer der besten Militärführer, die Amerika im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Zu den eher Unbekannten gehört Georges de Villebois-Mareuil (1847–1900), der einer alten Familie der Vendée entstammte, Berufsoffizier und Mitbegründer der Action française, der an der Seite der bürischen Freiheitskämpfer fiel. Unter den Weißen in Rußland sei Admiral Kolttschak (1874–1920) genannt, der seinen Verzweiflungskampf gegen den Kommunismus mit dem Leben bezahlte und angesichts des Erschießungskommandos ganz ruhig den Feuerbefehl gab. Eine Haltung, die nicht zufällig an die jener deutschen Widerstandskämpfer in der NS-Zeit erinnert, deren politische Richtung – man nehme etwa Ewald von Kleist-Schmenzin (1890–1945) – nur reaktionär genannt werden kann. Schließlich sei noch auf den bedeutendsten aller sowjetischen Dissidenten hingewiesen, Alexander Solschenizyn (1918–2008), der sein politisches Leben als Bolschewist begann und es als Anhänger eines traditionellen Rußlands beendete und bei einem seiner letzten öffentlichen Auftritte der Toten der Vendée gedachte, die dem gnadenlosen Fortschritt zum Opfer gefallen waren.

**4. SYMBOLE** Angesichts dessen, was eingangs über die Bedeutung des englischen Falls und der katholischen Tradition gesagt wurde, kann nicht überraschen, daß das älteste Symbol der Reaktion auf die *Pilgrimage of Grace* zurückgeht. Es handelt sich um das »Heilige Herz« oder »Herz Jesu«, ein stilisiertes rotes Herz, mit einem Kreuz markiert oder überhöht, fallweise von einer Dornenkrone umgeben, blutend oder Flammen daraus hervorschlagend. Entsprechende Symbole verwendeten schon die gegen die Religionspolitik Heinrichs VIII. gerichteten Bewegungen als Abzeichen oder auf Fahnen zusammen mit anderen religiösen Emblemen. Bemerkenswerterweise tauchten sie prompt bei Beginn der Revolte in der Vendée auf; die nicht-uniformierten Kämpfer der Royalisten trugen oft als einziges Erkennungszeichen ein Stoffstück mit dem »Cœur chouan« (als Chouan bezeichnete man die Bauernsoldaten, wahrscheinlich wegen des Käuzchens – »la chouette« –, dessen Ruf sie nachahmten, um sich zu verständigen), einem roten, vom Kreuz überragten Herzen, dazu manchmal die Worte »Dieu Le Roi« –

»Gott – der König«. Ihr wichtigstes Emblem waren aber – nach der traditionellen Königsfarbe der Bourbonen – weiße Armbinden und weiße Fahnen, weshalb hier zum erstenmal die Reaktion als Partei der »Weißen« bezeichnet wird.

Weiß war auch die bevorzugte Farbe des »Miguelismo« (1832–1834) in Portugal, der die Thronrechte Michaels I. verfocht, und die spanischen Karlisten wiesen ein Symbolrepertoire auf, das mit dem der Vendée fast vollständig identisch war; wegen der in Spanien herrschenden Seitenlinie der Bourbonen kam sogar deren Lilienwappen dazu. Neben Weiß und Heiligem Herzen – dem »corazón« – war außerdem häufig das »Burgunderkreuz« zu finden, ein Schrägkreuz aus Ästen, seit dem 16. Jahrhundert Sinnbild der militärischen und imperialen Tradition Spaniens. Ein Rückgriff auf die ältere gegen die revolutionäre Symbolik war und ist für alle reaktionären Bewegungen naheliegend, weshalb



*Cœur chouan auf einem Aufkleber zum 200. Jahrestag des Aufstands in der Vendée*

sich bei den Weißen Rußlands auch selten die namensgebende Farbe in den Emblemen findet, eher die Nationalflagge in Weiß-Blau-Rot, die »Livréfarben« des Zaren, Weiß-Schwarz-Gelb, und der kaiserliche Doppeladler. Auf dessen Brustwappen findet sich seit je die Darstellung des heiligen Georg, der den Drachen niederstößt. Das sei erwähnt, weil auch das Motiv des Drachentöters zu den bevorzugten Symbolen der Reaktion gehörte. Man findet es an vielen Kirchen, die im Frankreich der Restaurationszeit errichtet wurden, aber auch auf den Plakaten des russischen Bürgerkriegs, um die Dimension des Kampfes als Glaubenskampf deutlich zu machen, wie es in Epheser 6,12 heißt: »Denn wir kämpfen nicht mit Fleisch und Blut.«

## Die Herrschaft der Dinge

von Ellen Kositzka

Diese Frage bohrt seit langem: Wo stehen wir, wo steht unser Volk, wenn es sagen würde, was es denkt; wenn nicht das gefühlte Joch der Sprachverbote es drückte? Ein Bonmot bügelt die Frage hübsch glatt, wie Wäsche zwecks Zusammenfaltung: Das Volk steht nicht links und nicht rechts, es steht an der Wursttheke.

Bei existentiellen Fragen sagt man, es gehe um die Wurst, die Rede geht gleichfalls von dem, der »die Brötchen verdienen« muß. Wurst und Brötchen, diese Metaphorik ist wenig geeignet, die *must haves* des Jahres 2013 zu spiegeln. Nicht, wer sich die Butter unterm Käse schwer leisten kann, sondern wer sich verschulden muß beim Kauf des Zweitsmartphones, gilt heute als bedürftig.

Konsumkritik ist ein alter Hut. Konsumkritik ist halb retro (weil sie den aktuellen Zustand der materiellen Welt, die auf das Immerneue aus ist, hinterfragt) und halb anti-retro, weil die Gefühlslage der Retro-Freunde auf einem Lebensgefühl fußt, das Nachhaltigkeitsverdikte nicht nur nicht kannte, sondern die Sorglosigkeit (betrifft Ressourcenknappheit, Weltklima, Ausbeutung) vergangener Generationen hochleben läßt.

Zwei sehr zeitgenössisch markierte Autoren sind nun mit der aktuellen Lage des deutschen Konsumbürgers befaßt. Wir finden sie weder rechts noch links, und sie beäugen das Angebot der Wursttheke kritisch.

Da ist zum einen Harald Welzer. Welzer mag einem erscheinen wie das omnipräsente Igelpaar aus der »Hase- und Igel«-Geschichte. Igel sind bekanntlich keineswegs die schnellsten, doch wo immer auch der Hase in seinem Geschwindigkeitsrausch die Zielmarkierung erreicht, da winkt gelassen einer der stacheligen Gesellen hervor: »Ick bün all dor!« Welzer, Jahrgang 1959, hat in den vergangenen sechs, sieben Jahren massenweise Bücher geschrieben oder mitgeschrieben über »aktuelle Positionen zeitgenössischer Kunst«, über »hirnorganische Grundlagen«, über »Klimalügen« und über die »Verbesserung der Geisteswissenschaften«; viel beachtet wurde sein mit Sönke Neitzel herausgegebenes Buch *Soldaten* (2011), das die Abhörprotokolle deutscher Kriegsgefangener auswertete. Welzer kennt sich also aus, mit fast allem. Er hat eine eigene Professur kreiert – Transformationsdesign –, er hat eine Stiftung namens »Futur zwei«

ins Leben gerufen, die sich dem Nachhaltigkeitsgedanken verpflichtet weiß. Die entsprechende Netzseite befriedigt Spieltriebe und zeigt nekische Videoclips wie den mit der Schauspielerin Christiane Paul, die sich im Museum um die Entsorgung ihres Pappkaffeebechers sorgt und dazu einfach mal »den Harald« anruft. (Der bescheinigt Frau Paul sinngemäß, es sei okay, daß sie sich solche Gedanken mache.)

Welzers aktuelles Buch, besser: eine seiner Neuerscheinungen des Jahres 2013, steht nun beharrlich mit schreienden Großbuchstaben oben auf den Verkaufslisten: *Selbst Denken. Anleitung zum Widerstand* (Frankfurt a.M.: S. Fischer. 336 S., 19,99 €), was ein wenig den Geruch wohlfeiler Wutbürgerei im Stile von *Empört Euch!* und ähnlich gängigen Basta-Tiraden verströmt. Dieser Welzer jedoch hat sich gewaschen, und wie! Einer, der die Wellen zu reiten versteht wie dieser Autor, zieht sich das Gewand des grantelnden Kulturpessimisten natürlich nicht an. Er besteigt den Tiger und liest dem Biest dabei die Leviten, tumultuarisch und eloquent, ein Cowboy beim Rodeo. Das hätte man nicht erwartet!

Freilich, Welzer ist ein »Öko«, er hat zuvörderst die Wachstumsideologie mit ihrer wuchernden Produktwelt im Blick, doch darf man die Schablone, die er zwecks Entzifferung von dessen Strickmuster auf den *consumer citizen*, den Konsumbürger, legt, getrost auf weitergefaßte Bereiche übertragen. Welzers Klage, daß wir mehr verbrauchen, als wir zu schöpfen imstande sind, ist nicht neu. Dem System seien die Voraussetzungen abhanden gekommen, auf die es gebaut ist: eine Abwandlung der Böckenförde-Doktrin. Das »Stählerne Gehäuse der Hörigkeit«, als das noch Max Weber den Kapitalismus faßte, ist heute zu einer überaus smarten Zelle geworden: Wir haben uns freiwillig in die Gummiwände (vulgo »sozialen Netzwerke«) der Hörigkeit begeben; im Zeitalter von Facebook ist keine Gestapo oder Tscheka vonnöten.

Nicht nur, daß wir uns unaufgefordert durchschaubar, ortbar, mögbar gemacht haben, wir lassen uns umgekehrt auch intellektuell fremdversorgen. Der *consumer citizen* gestaltet nicht, er reagiert nur, er ist nicht souverän. Wo er ethisch und politisch korrekt konsumiert (Welzer spricht von der »begrünten Verschwen-

dungskultur« und der »Irgendwas-für-Afrika-Industrie«), konsumiert er zusätzlich Moral und Ideologie. Diese Freiheit des Koofmichels »entspricht ungefähr der Freiheit des Nilpferdes im Zoo, sich lieber vom einen Wärter statt vom anderen füttern zu lassen.« Welzers dichte, kenntnisreiche und überdies geschliffen formulierte Wutschrift ist mit ein paar Bildern bestückt. Nonchalant ist ein Photo mit »Freizeitidioten« untertitelt. Wir sehen ein halb fröhlich, halb angestrengt blickendes Paar in den besten Jahren, das in Profimontur einen sogenannten Klettergarten absolviert. Das lächerliche Bild steht symptomatisch für die Großklasse jener letzten Menschen, die zwinkernd dem Abgrund entgegenlächeln, die sich technisch und »sozial« stets auf den neusten Stand hochrüsten, die sich den Haushalt mit Dingen vollstellen, von denen sie kurz zuvor nicht mal ahnten, daß sie sie benötigen: zehn Millionen Flachbildschirme, eine Million Kaffeekapselautomaten (neue die Ökokaffeekapsel!) wurden laut Welzer 2012 verkauft! Es scheint, als könnte dieses sich selbst wunderbar stabilisierende System ewig fortdauern. Welzer warnt: Systeme können »lange über ihr Verfallsdatum hinaus existieren, um dann wie ein von Termiten ausgehöhltes Haus geräuschlos zusammenzuberechnen.«

Der Markt generiere nicht allein materielle Bedürfnisse, er habe auch das Soziale okkupiert und die Wissenschaft: »Wer in diesem System »etwas wird«, so Welzer, dürfe vom marktförmigen Aufstiegsfad nicht abgewichen sein, müsse sich in einflußreiche Arbeitszusammenhänge eingepaßt haben: »Daß man zum Beispiel durch das Verfassen einer »Enzyklopädie des Holocaust« beim Kampf um einen Lehrstuhl punkten kann«, das sei Welzer als jungem und naivem Wissenschaftler noch absonderlich vorgekommen.

Dem Konsumismus eigne das Potential, jegliche kritische Gegenbewegung zu absorbieren. Die »unbegrenzte Geschmeidigkeit kapitalistischer Aneignung« betreffe auch politische Protestformen. Hier trifft sich Welzers Analyse mit der Wolfgang Ullrichs, der davon ausgeht, daß eine künftige Diktatur durch Imageredakteure und Produktdesigner gestützt würde. Ullrich, Jahrgang 1967 und Professor für Medientheorie, hatte gemeinsam mit Peter Sloterdijk und Bazon Brock, also als »querdenkerisch« geltenden Philosophen, seinen Hörern unlängst im Rahmen

einer mehrsemestrigen Vorlesungsreihe ein Diplom zum »Profi-Bürger« feilgeboten. Die drei Scharfdenker eint rezeptionstechnisch die Vermutung, daß man nicht sicher sein kann, ob hier Zyniker am Werk sind, die sehenden Auges die tragische Wirklichkeit affirmieren, um innerhalb des gegebenen Systemzusammenhangs hier und da deftig wider den Stachel locken zu können. Auch ein Marktmechanismus!

Ullrich (*Alles nur Konsum. Kritik der warenästhetischen Erziehung*, Berlin: Wagenbach 2013. 205 S., 11,90 €) hebt – schneidend wie Welzer, aber ohne dessen Furor, statt dessen distanziert – auf den Kunstcharakter und den Erziehungswert der Konsumprodukte ab. Warum, so fragt er provokant und entgegen Welzers Interpretation, sollte man den Konsumenten in einem Entfremdungszusammenhang, in einem Zustand warenmäßiger Kolonisierung begreifen? Warum sei die Inszenierung eines Produkts eine Täuschung, warum werde diese »Form der Überwältigung« anders als bei anerkannten Formen der Kunst (Belletristik, Theater) als Betrug und Entmündigung bewertet? Den Schein, das Image eines käuflichen Dings müsse man nicht als Manipulation sehen, man möge es unter den Möglichkeiten ästhetischer Fiktion werten. Was nach einem Bekenntnis zur bunten Warenwelt, nach einer Würdigung von Konsumdingen als »emotionalen Biographiemarkern« klingt, liest sich im weiteren Verlauf als spielerische Freude an intellektueller Spitzfindigkeit.

Ullrich hat Photos von Regalwänden mit Produkten geschossen, er beschreibt genüßlich die schnittige Aerodynamik eines Fahrradhelms namens Mythos (»wer ihn nur sieht, verfällt sofort in einen Geschwindigkeitsrausch«; Konkurrenzprodukte heißen Revolution, Maniac und Torero) und die Genese eines Grundnahrungsmittels – Wasser in Flaschen – zu einer luxuriösen Substanz, die exklusive Erlebnisse zu bereiten imstande ist. Je teurer, je semantisch aufgeladener, desto wirkungsvoller. Wir, die Konsumenten, wollen es so! Nicht die Industrie diktiert, sondern der Käufer treibt das Business an! Der Kunde ist König, sagt Ullrich. Der Thron ist aus Pappe, sagt Welzer. Niemand zwingt uns, sagen beide. Nur: wer ist so frei, zu handeln, als ob ihn niemand zwänge? »Das gute Leben muß man leider auch gegen sich selbst erkämpfen« (Harald Welzer).



## Schöne Literatur

Ulrich Schacht: *Über Schnee und Geschichte. Notate 1983–2011*, Berlin: Matthes & Seitz 2012. 335 S., 22,90 €

Das Tagebuch ist eine verführerische Textform, weil es dem Autor zweierlei erlaubt und dem Leser eines vorspiegelt: Der es schrieb, kann ergänzen oder streichen und eine Druckfassung vorlegen, die dem, der sie liest, dennoch authentisch vorkommt. Germanisten lernen mit den Lesarten derlei Textentstehung umzugehen, und sie werden in ein paar Jahrzehnten auch die vollständige Urfassung beispielsweise jener Notate Ulrich Schachts philologisch durchleuchten dürfen, deren Auswahl aus den Jahren 1983 bis 2011 nun erschienen ist. Schacht ist sicher einer der moralisch redlichsten Schriftsteller, die derzeit an der Arbeit sind. Er kam im Frauengefängnis Hoheneck/Stollberg zur Welt, saß als Dissident in Haft und schrieb gegen linke Utopien und Verbrechen an. Schacht gilt zu Recht als unbestechliche, antitotalitäre Instanz. Die Lage der Nation ist sein Thema, er dekliniert es durch: vom 11. Januar 1983 (»Zwei Nationen in Deutschland? Wer das durchhalten will, muß bereit sein, ein Idiot zu werden«) über den 28. Mai 1991 (»Die Nation ist nichts Heiliges, gewiß; aber sie ist etwas Wesentliches«) bis zum 3. September 2011 (»Die Nation ist kein Konstrukt von Theoretikern vor jeder Empirie, vielmehr ist sie eine realitätsgesättigte Ableitung daraus«) – um nur drei von vielen Textstellen zu nennen. Beseelt ist er ab dem 9. November 1989, wenn auch nur für eine kurze Spanne: Die Mauer fällt, »alle Träume waren schamlos sinnvoll. Alles Durchhalten hat in diese Zielgerade geführt: Deutschland hat Gnade vor der Geschichte erfahren.« Und wei-

ter: »Kein Hauch von Rachsucht durchzog mich«, das Werk der Aufarbeitung will angegangen sein: »Nicht hämisch oder gar triumphierend; wohl aber genau, präzise, nichts auslassend.« Das ist nicht hart gesagt, sondern so, als sei es selbstverständlich. Aber da dieses Unterfangen nicht selbstverständlich war und scheiterte, notiert Schacht über den Verlauf der Jahre seine Suche nach einer Ruhe, einer Ankunft: am Ende ist es Schweden, und ein heiles Haus auf einem wohl traumhaften Stückchen Land. Darüber und über die Liebe zum Licht, zum Norden, zum Schnee, zur Kälte handeln die Notate eines unbeirrbar, sehr belesenen Mannes, der kämpfen mußte, obwohl er auf einen milden Grundton gestimmt ist. Zu einem besonderen Kampf allerdings fehlen die Notate: Einmal hat Schacht in die Restituierung der Würde der Nation direkt einzugreifen versucht. Das weiß, wer sich mit der Geschichte der »Neuen demokratischen Rechten« um Rainer Zitelmann, Heimo Schwillk und eben Ulrich Schacht beschäftigt hat: Diese Publizisten bekamen in den frühen Neunzigern – jener Phase einer Wende-paralysierten Linken – sowohl in der *Welt* als auch im Ullstein-Verlag Machtpositionen in die Hand. Schacht war unter anderem Mitherausgeber des Sammelbandes *Die selbstbewusste Nation*, gegen den das Feuilleton geradezu panisch Sturm lief. Indes: Über diesen Kampf um rechtsintellektuelle Vorfposten findet man in den Tagebüchern des Kombattanten Schacht kein Wort. Er hat sie aussortiert für diese Veröffentlichung, kein Zweifel: Schacht überspringt einfach jene Monate und Ereignisse, die für uns besonders interessant wären. Nun hoffen wir, daß dereinst die vollständige Fassung für die Forschung freigegeben wird.

Peter Sloterdijk: *Zeilen und Tage. Notizen 2008–2011*, Berlin: Suhrkamp 2012. 639 S., 24,95 €

Ein ganz anderer Kopf als Schacht ist Peter Sloterdijk. Er hat im Vergleich zu ihm sozusagen kein historisches Schicksal durchleiden müssen. Wo Schacht biographisch gebannt ist, haben wir es bei Sloterdijk mit einem jener intellektuellen Vorreiter zu tun, die nichts aufarbeiten müssen, sondern in einer Mischung aus Überdruß und Luzidität den Zeitgeist kommentieren. Sloterdijk kann das glänzend, vielleicht sogar wie kein zweiter: Er zerlegt linke Ikonen, Glaubenssätze und Phrasen in ihre Einzelteile, ohne rechts zu sein. Über die »Mannschaft um Adorno« heißt es am 27. März 2009: Kaum jemand habe damals bemerkt, »was diese Akteure sich erlauben konnten, moralisch gedeckt durch ihren Opferstatus, intellektuell gesichert durch ihre Stellung auf den Kommandohöhen von Theoriekonstrukten, deren Schwächen man sich erst viel später zu bemerken gestattete.« Oder die Eintragung vom 30. Dezember desselben Jahres: »Ulrich Beck prognostiziert für das Jahr 2010 schwere soziale Unruhen, zumindest aber Tarifverhandlungen. Er rechnet unter die Virtuosen der vagen Rede, die es vorziehen, ungefähr recht zu behalten, als sich genau zu irren.« Solche Sätze bündeln und ersetzen ganze Regalmeter der Lektüre. Man liest sie und kann nicht begreifen, daß Sloterdijk wenige Seiten zuvor allen Ernstes über ein Gespräch mit Peer Steinbrück berichtet, mit dem er Möglichkeiten der Intellektualisierung der SPD erörterte. Aber genau das ist typisch intellektuell. Fast alles fügt sich in diesem Baukasten, selten ist es so unangestrengt und schön ausgestellt wie bei Sloterdijk. Wir dürfen uns bei ihm bedienen.

Götz Kubitschek

## Unheimliche Paradiese

Ulrich Schacht: *Kleine Paradiese. Erzählungen.* Berlin/Hörby: Edition Rugerup 2013. 184 S., 17,90 €

Selbst Prosa hat ein empfundenes Alter, insbesondere wenn sie in erster Person daherkommt. Es liest sich an den Inhalten, mehr noch an der Sprache ab. Diese hier tanzt nicht, turnt nicht, sitzt zurückgelehnt und bevorzugt den Plauderton. Sogar der Humor lächelt gemächlich. Ulrich Schachts Texte klingen altersweise (nicht – milde!), und man hört zu, wie man einem honorigen Herrn zuhört – geduldig, höflich und ohne zu unterbrechen.

Da sitzt der Autor in seinem Prager Lieblingscafé, blickt über die Moldau zum Hradschin, genießt Chardonnay, denkt über Absinth nach und raucht. Dieser behagliche Moment wird zum Anlaß, eine Verbindung zu konstruieren zwischen dem Prager

Frühling und dem Widerstand gegen das EU-Rauchverbot: »Heute sitzen, ging ich den eingeschlagenen Gedankenweg weiter, die neuesten alternativen Revolutionäre zwar weit im Westen, kurz vor dem Ärmelkanal, aber daß in den Restaurants zu Prag noch immer blauer Dunst aufsteigen darf, treibt sicherlich ganze Kommissariate in der Welthauptstadt des Allerneusten Menschen um, in unzähligen Sitzungen zu prüfen, wie man dieses Mal das interventionistische Theorem von der begrenzten Souveränität im Falle Prags anwenden könne«. Und während man nachsinnt, ob die Invasion der Sowjets und die EU-Bürokratie stimmig zu vergleichen wären und ob solch syntaktische Umständlichkeit gute Literatur ist, zieht der Autor an der Zigarre und erledigt gleich noch den arabischen Frühling, weil er sich sicher ist, der ginge unausweichlich den Weg der iranischen Revolution, hält eine



Laudatio auf Václav Klaus, der nur die tschechische, nicht aber die EU-Fahne dulde, und wertet gegen die »Wetterapokalyptiker«, die Hysterie verbreiten würden, diese »Priesterkaste der Klimaerwärmungskirche ...«, begleitet von schaumauligen Tetzeln, die auf den medialen Marktplätzen dem wohlgenährten Dummvolk die Sündenregister herunterbeten und die große Kehre einfordern, die darin besteht, die Dächer mit vergifteten Sonnenkollektoren zu bepflastern«. Als Suada beachtlich, als Erzählung bemüht. – Der Autor geht lieber shoppen, findet aber in einem Antiquariat prompt Feuchtwangers *Moskau 1937*, diese unselige Eh-

renrettung des Stalinismus, zitiert daraus das Übelste und erregt sich erneut, bis das Kapitel in einem Absinthgeschäft verdämmert.

Recht großkalibrig, denkt man. Ginge es nicht subtiler? Vor allem: Das ist weniger Prosa als Vortrag, Polemik, Geschichtsdidaktik.

Anderes bleibt seltsam, gewinnt aber keine Kraft: »Am Abend las Gregor S., ein Dichter aus den Weiten des Nordens, in einem Schloß an der Grenze zum Böhmischen«. So beginnt Schachts »Die Verwandlung«. Man erwartet also – zumal wegen Gregor S(amsa)! – eine Portion Kafka, wird aber mit einer seltsamen Metamorphose hingehalten, die der »Dichter« aus Erregung während seines Vorlesens durchmacht.

Überhaupt wird wenig erzählt. Der Autor sinniert eher und formuliert Gedankenprotokolle, in denen er sein Weltbild ausbreitet. – Im ersten Abschnitt des Buches aus der Perspektive seines schwedischen Wohnsitzes. Man lebt bewußt im Abseits, das Interieur wie von Carl Larsson gemalt, umgeben von aufgeschlossenen Nachbarn, allesamt intellektuell, ein bißchen berühmt, gut essend, noch lieber gut trin- kend – ein geistreiches Mi-

lieu, in dem man miteinander spricht, kocht, denkt und in langen Symposien alles vertieft. Damit dieser skandinavische Frieden nicht zu statisch gerät, werden Kontraste eingezeichnet. Ein totes Rehkitz in der Idylle. Eine geheimnisvolle alte Frau, die sich als deutsche Emigrantin erweist, Goethe liebend und Schiller, Selma Lagerlöf gar noch persönlich kennend, allerlei Geistesgrößen bibliophil und in Bildern versammelnd. Ferner eine Gräfin im Pflegeheim, wieder Emigrantin, die auf ein Paar ungarischer Exilanten hinweist, er von den Sowjets verfolgt, sie als Jüdin vorher von den Nazis. Die Nummer am Arm blitzt auf. Schicksal über Schicksal im schwedischen Schnee.

Einmal führt ein Stromausfall auf der Bahnstrecke einen Wahlschweden mit einem echten und einem Niederländer zusammen, und man parliert über Geschichte und Nationen, über Olof Palme, den Fall der Grenzen, die Globalisierung und den Vorteil der Monarchie.

Was der Autor pointiert darzustellen meint, was gar als politische Weisheit intendiert wird, das wirkt über die zahlreichen Längen oft behäbig, banal und mitunter gar selbstgefällig. Sicher, es geht um tiefe Lo- tungsversuche. Wenn der Autor ins Mausoleum unterm Roten Platz hinabsteigt, eine dankes kolorierte Reise, die auch Stalin, den »Höllenhund aus Gori«, aufruft und das tragische Schicksal der Lyrikerin Zwetajewa. Der Ich-Erzähler verharrt als Sieger der Geschichte vorm Glassarg, darin der »Diabolus« Lenin.

Im dritten Teil nach Paris, schöner Jugenderinnerungen voll, eher in Dur, dann nach Venedig, der Serenissima, eher in Moll. Stets assoziierend, deutend und jede Impression mit Bedeutungen aufladend, selbst das, was wenig hergibt. Man versteht das aus Ulrich Schachts traumatisierenden Erfahrungen mit dem DDR-Sozialismus. Man versteht es kontextuell, kann es nur nicht durchweg literarisch genießen.

Heino Bosselmann

## Lauter Neue Menschen

Thomas Tetzner: *Der kollektive Gott. Zur Ideengeschichte des »Neuen Menschen« in Rußland*, Göttingen: Wallstein 2013. 399 S., 39,90 €

Der »Neue Mensch« – wer ist das? In der Menschheitsgeschichte spielt der Gedanke moralischer und körperlicher Verbesserung des einzelnen und der Gesellschaft in den nachwachsenden Generationen eine tragende Rolle. Dieser Frage geht der Philosoph Thomas Tetzner in seiner Dissertation nach. Er bearbeitet eine Thematik, der kaum Entwicklungsgeschichtlich für den russischen Kulturraum/Religion nachgegangen wurde. Die detailreiche Studie ist in drei gleich umfangreiche Hauptkapitel gegliedert, wobei ihre Gewichtung hätte anders gestaltet werden müssen. Das erste Kapitel behandelt die jahrtausendewährende gedankliche, religiöse und philosophische Entwicklung zu detailverliebt. Wer zu diesem Text greift, weiß im Groben um die Rolle und Bedeutung der ideellen Fortschritte und Hemmnisse des Menschenbildes zwischen Urgesellschaft, der jüdisch-christlichen theologischen Entwicklung und den philosophischen Vorschlägen im bürgerlichen Zeitalter. Der zweite Hauptabschnitt widmet sich dem Thema neuzeitlich. Während die christlichen Volkskirchen Europas den theologischen Gedanken über die Schaffung des »Neuen Menschen« in Vergessenheit geraten ließen, pflegte ihn die russisch-orthodoxe Kirche. Aufgegriffen wurde er von der sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelnden, europäisch beeinflussten literarisch-religiösen Intelligenz. Einen unschätzbaren Dienst erwies der Schriftsteller Nikolai Tschernyschewski der auf moralische Verbesserung zielenden Volkstümlerbewegung und den sozial inspirierten Literaten. Sein recht schlichter Roman



*Was tun?* (1863) entwickelte eine enorme Breitenwirkung. Heroische und hehre Vorstellungen des künftigen Lebens in der reformierten russischen Gesellschaft bewegten nicht nur simple Gemüter, sondern galten »Wahrheitssuchenden« als wegweisend. In diesem Fahrwasser bewegten sich Dostojewski und der Religionsphilosoph Wladimir Solowjew. Letzterer zog sich den Unwillen des offiziellen Rußlands zu, weil er sich für die Wiedervereinigung der Orthodoxen mit der katholischen Kirche unter Führung Roms engagierte. Seine Vorstellungen von der »Gottmenschheit« gipfelten in

der Forderung: »Die sittliche Pflicht der Menschheit bestehe nicht in der bloßen Gottesbetrachtung, sondern in der Gottwerdung (Theosis), nicht in passiver Gottesverehrung, sondern im aktiven »Gottwirken« (Theurgie)«.

Mit der bolschewistischen Umwälzung erfuhr die russische Gesellschaft zwar eine neue Art der ideologischen Indoktrination, aber die Visionen über das Wie der Neugestaltung der vom Privateigentum an Produktionsmitteln »befreiten« Gemeinschaft waren im Gedächtnis der Intellektuellen geblieben. Im spannungsreichen Abschnitt »Die Planung der Evolution« weist Tetzner nach, wie vielfältig die ideellen Gedankengebäude waren. Tenor der Vorschläge, die bis zur »Großen Säuberung 1937/38« wissenschaftlich und öffentlich diskutiert wurden, war, daß die Umgestaltung der Welt nur gelingen könne, »wenn die Menschheit es schaffe, Zeit und Raum zu beherrschen, statt sich weiter von ihnen beherrschen zu lassen«. Genetik, androgyne Mischwesen und korporatives Gemeinwesen sollten die Zukunft bestimmen. In ihnen lag die Hoffnung, daß die Bevölkerung der Sowjetunion von Erb- und Krankheiten gereinigt, daß ein Fünfjahresplan in zweieinhalb Jahren erfüllbar sei. Der 1927 in

die Heimat zurückgekehrte Maxim Gorki begleitete literarisch-propagandistisch die Geburt des »Neuen Menschen« auf den »Großbaustellen des Sozialismus«. Euphorisch feiert er Josef Stalin »als die aus dem Geiste des Volkes hervorgegangene Verkörperung der kollektiven Macht«. Im Verlauf der Zeit mutierte die hehre Vision vom »Neuen Menschen« in Philosophie und Pädagogik zur »entwickelten sozialistischen Persönlichkeit«, die mit Hilfe »kommunistischer Erziehung« die Alltagsmühen im 21. Jahrhundert meistern werde. Thomas Tetzner versteht es, komplexe Zusammenhänge anschaulich und logisch strukturiert zu erläutern. Als Mittel und Methode dienen ihm komprimierte Buchvorstellungen und Kurzbiographien. Nichtalltägliche Lektüre zitiert er für das Verständnis des Lesers und inspiriert ihn zugleich, frühere, ähnlich gelagerte (russisch-sowjetische) Lektüre erneut zur Hand zu nehmen. Die Bedeutung des »Neuen Menschen« in utopischen und sozialistischen Vorstellungen Rußlands und der Sowjetunion zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts und der Stalinära herausgestellt zu haben, ist das hervorzuhebende Verdienst dieser Arbeit. Manche Gedanken finden sich auch in deutschsprachiger Lebensreformliteratur der vorvergangenen Jahrhundertwende – worauf allerdings Tetzner ebenso wenig hinweist wie auf Bezüge zu westeuropäischer philosophischer und theologischer Entwicklung. Die wichtigen Ereignisse der russischen/sowjetischen Geschichte, politische und gesellschaftliche Strömungen benennt der Autor und bettet sie in das breite Spektrum intellektueller Spiegelungen. Leider fehlen Personenregister und Glossar. Großzügig betrachtet sind die Durchsetzung der *political correctness*, die »Klimakatastrophe«, Gender-Visionen und Feminismus als Varianten der Schaffung des »Neuen Menschen« und der idealen Verbesserung der »Menschheit«.

Uwe Ullrich

## Zurück zur Garage!

Wolfgang Bachmann: *Drinnen*. 77 *Beobachtungen zwischen Tür und Angel*. Mit einem Vorwort von Harald Martenstein, Hagen-Berchum: Eisenhut 2013. 162 S., 12,90 €

Es scheint geboten, Freunden, die zum Richtfest oder zur Wohnungseinweihung laden, besser kein Gebrauchsutensil (das eventuell den Geschmack nicht trifft) zu schenken, sondern eine bücherne Geschmacksschule: Peter Richters *Deutsches Haus* wäre nicht verkehrt, Dieter Wielands Klassiker zu Bausünden und Verschandelungswerken erst recht nicht. Wolfgang Bachmanns gesammelte Kolumnen *Drinnen* mögen sich trefflich in diese Reihe der Augenöffner einreihen. Baumann ist Architekt und Herausgeber der Zeitschrift *Baumeister*, die hier versammelten Wohnraumsinspektionen sind zum Teil bereits in der *Süddeutschen Zeitung* publiziert worden. Kolumnen sind naturgemäß Schmökerware, mag man sie am Stück hintereinanderweg lesen? Diese schon – beifällig nickend, schmunzelnd, laut lachend! Einerlei, ob Bachmann von dem Modeinventar des »Bauernschranks« aus Massenanfertigung schreibt (»wie ein Transvestit nach der Geschlechtsumwandlung«), vom coolen Wohngefühl zwischen Sichtbetonwänden, in denen Kiesnester und Schalölverfärbungen für authentisches Bauhausfeeling sorgen, oder vom progressiven Raumkontinuum des trennwandlosen Loftbaus: der emanzipierte Wohnmensch will Mutter natürlich nicht in die Küche verbannen! Zugleich sind mit solchen Spezieschen »Elemente der großstädtischen Villa für Bausparerhäuschen« domestiziert worden. Hübsch auch Bachmanns Bettgeschichten, sein knapper historischer Abriss vom zweiteiligen Ehebett hin

zum »gemeinsamen einteiligen Rahmen aus finnischer Birke, der wie ein Floß im Zimmer ankert«, was ein wenig ver-rucht wirke, denn damit habe »die Kohabitation als Dauerstand auf das Mobiliar übergegriffen.« Bachmanns Spott endet nicht bei den Wohnräumen, auch die »brachliegende Kultur von Umkleidekabinen« und die gemeindedemokratisch-folkloristische Zurechtung moderner Kirchenräume (Motto: Heilige Hallen zu Fußgängerzonen!) werden bemustert. Und kennt jemand noch Garagen alten Stils? Rumpelkammern, Schraub-, Musizier- und Versteckplätze, Laboratorien? Oller Nostalgiekrempele, wir leben im Zeitalter des Carports! Kein Grund, zornig aufzustampfen, Bachmann nimmt's mit einem Augenzwinkern.

Ellen Kositzka

## Retrospektive Identität

Rebecca Pates/Maximilian Schochow (Hrsg.): *Der »Ossi«. Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer*, Heidelberg: Springer VS 2013. 234 S., 34,99 €

Der Band zitiert eingangs bekannte Stereotype über den »Ostdeutschen«, der in »Gesamtwestdeutschland ... Einwanderer« sei und »noch nicht in der Bundesrepublik angekommen.« Das der »symbolische Ausländer« in der BRD, den der Titel anspricht, eigentlich ein genuiner Reichsdeutscher geblieben ist, wird seit je durch eine nachträglich geschaffene DDR-Identität verwischt. Der »Ossi« kam zu spät, um der im sozialen Wettbewerb der Systeme ausgeprägten Annehmlichkeiten noch in vollem Umfange teilhaftig werden zu können. Zudem galt er ja per Alleinvertretungsanspruch schon als ein durch kommunistische Willkür entrechteter Staatsbürger der BRD. Solcherart aufgezwungene Genüg-

samkeit läßt ihn heute zu dem »Pionier der Prekarität« werden, als den ihn Elena Buck und Jana Hönke beschreiben. Einige indifferente Ausführungen zur These von der falschen Erziehung als Ursache gefährlicher Häresie an der demokratisch-freiheitlichen Grundordnung bringt Maximilian Schochow in seinem Beitrag »Erzählung über ein fremdes Land.«. Ulrike Wagners Aufsatz »Flüchtige Helden« läßt viel zu oberflächlich den bezeichnenden Begriffswandel von der politischen Wende zur friedlichen Revolution anklingen, der eigentlich eine offizielle Sprachregelung darstellt. Was fängt der »Westdeutsche« an mit seiner Treue, seiner Trauer, seiner Bodenständigkeit und seinem Harmoniebedürfnis, wenn er sich nicht per biographisch gerechtfertigter »posttraumatischer Verbitterungsstörung« ohnehin darauf zurückziehen kann, »altmodisch, verklemmt, naiv, konfliktscheu, opportunistisch, larmoyant und immobil« zu sein? Das schlotternde Gewand des »symbolischen Ausländers« bietet Raum für weitläufige innere Emigration, auch jenem Bundesbürger, der seit je der Verwestlichung des Denkens und Fühlens widerstrebt und seit 1989 auf dem Gebiet des vormals östlichen Teilstaats die geistige Mitte eines teils erhaltenen, teils erneuerbaren geheimen Deutschland erhofft und es durch dieses anhaltende Hoffen zugleich tätig mit erschafft. Doch wo die organische Konstruktion der Wiedervereinigung ausgewachsen ist, findet der Röntgenblick der Soziologen keine Ansatzpunkte für ihre »mikropolitischen Studien«. Statt dessen wird der Ostdeutsche(?) von Ewa Bojenko-Izdebska als Gegenstand der Witzzeichner rubriziert. Insgesamt wird in allen Beiträgen bereitwillig die retrospektiv erzeugte DDR-Identität als Tatsache angenommen. Damit rührt der Band mit in der gleichen demagogischen Brühe, welche MDR und *Super-Illu* Jahr für Jahr aufwärmen.

Sebastian Hennig



## Ist er jetzt reaktionär?

Reinhard Mohr: *Bin ich jetzt reaktionär? Bekenntnisse eines Altlinken*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2013, 189 S., 17,99 €

Anti-68er-Literatur hat Konjunktur. Fast könnte der Eindruck entstehen, den linksliberalen Gutmenschen nähme niemand mehr ernst. Ob nun Fleischhauer, Broder oder jetzt Reinhard Mohr, sie alle kommen von links und rechnen mit ihresgleichen herzerfrischend ab, so daß man unweigerlich denkt, warum habt ihr das nicht früher bemerkt und warum regiert dieser nackte Kaiser »68« eigentlich immer noch? Die Antwort findet sich, wenn auch unfreiwillig und nur angedeutet, in Mohrs Buch. Mohr hat als linker Soziologiestudent, Redakteur der »Sponti-Zeitschrift« *Pflasterstrand* und Autor der *tageszeitung* bald den Weg in die Mitte der Medienlandschaft gefunden, zu *Spiegel* und *Stern*, auch zur *FAZ*. Sein Buch ist eine Mischung aus Erinnerungen an die eigene Jugend, als sich die linke Weltanschauung ausbildete, und Abrechnung mit den Folgen des Weltverbesserungsprogramms, das sich damals als so anziehend erwies. Im Rückblick findet Mohr vieles, was ihm heute absurd und lächerlich erscheint. Der Titel des Buches meint nun jedoch nicht mehr, als daß Mohr an sich viele Eigenschaften entdeckt, die er früher als reaktionär bezeichnet hätte. Dazu gehören vor allem die Sehnsucht nach Ruhe, mangelnde Wirklichkeitsverweigerung, aber auch so naheliegende Dinge wie die Wertschätzung der eigenen Nation oder die Einsicht, daß Fortschritt auch Verlust bedeutet. Das alles ist unterhaltsam geschrieben und hat doch diesen leicht unernsthafte Ton, der das alles irgendwie als verspätete Pubertäterscheinungen abtut. Deshalb sind seine Fragen, ob er jetzt rechts, konservativ oder gar reaktionär sei, auch rein rhetorische Fragen, auf die es für ihn nur die eine

Antwort gibt: Nein, Mohr ist normal und die Gutmenschen verrückt. Daß auch bei Mohr noch nicht alles »richtig« ist, merkt man an einigen Stellen, etwa wenn er die Rechtfertigungshaltung der RAF mit der von Filbinger gleichsetzt oder einen Absatz über die KR schreibt (»irgendwie sollte alles bleiben wie unter Kaiser Wilhelm«), ohne zu wissen, was das ist.

Daher bleibt ein zwiespältiges Fazit und der Verdacht, daß es Mohr in seinem Leben immer um eines ging, sich in der jeweiligen Gegenwart möglichst gut zu fühlen. Deswegen tut Mohr auch nicht weh und die Nacktheit des Kaisers bleibt ohne Folgen.

Erik Lehnert

## In dubio pro Israel

Werner Sonne: *Staatsräson? Wie Deutschland für Israels Sicherheit haftet*, Berlin: Propyläen 2013, 256 S., 19,99 €

»Jede Bundesregierung und jeder Bundeskanzler vor mir war der besonderen historischen Verantwortung für die Sicherheit Israels verpflichtet. Diese historische Verantwortung Deutschlands ist Teil der Staatsräson meines Landes. Das heißt: Die Sicherheit Israels ist für mich als Bundeskanzlerin niemals verhandelbar.« Diese von Angela Merkel 2008 im israelischen Parlament geäußerte Offenbarung steht am Beginn von Werner Sonnes Buch. Der langjährige Auslandskorrespondent und Studioleniter der ARD versucht hierin die Hintergründe deutsch-israelischer Beziehungen aufzuhellen und Beweggründe für das Handeln der maßgebenden Politiker aufzuzeigen. Ein Schlüsselmoment in Sonnes Darlegungen ist die für positiv befundene Tatsache, daß es eine Normalisierung der Beziehungen dieser Länder aufgrund der Historie nicht geben könne: »Alle deutschen Regierungschefs seit Adenauer haben sich damit auseinandergesetzt, alle haben auf ihre Weise eine Konstante deut-

scher Politik zu bestätigen gewußt: Wenn es um Israels Sicherheit geht, dann gelten andere Maßstäbe als im Umgang mit anderen Staaten.« Der Autor läßt auch keinen Zweifel daran, daß »ohne die milliardenschweren Wiedergutmachungszahlungen gleich zu Beginn der 50er Jahre und die ebenfalls noch in diesem Jahrzehnt begonnenen heimlichen deutschen Waffenlieferungen ... der junge Staat der Juden vielleicht gar nicht überlebt« hätte. Und obgleich Sonne einen über Jahrzehnte gewachsenen »Erosionsprozeß, der die Distanz zu Israel und seiner Politik immer größer werden läßt«, diagnostiziert, muß er einräumen, dies beschränke sich auf die »Beziehungen zwischen den Zivilbevölkerungen« und mitnichten auf Politik und Diplomatie. Auch »die Zusammenarbeit im Rüstungsbereich boomt, die Kooperation der Geheimdienste ist so eng wie eh und je, die Beziehungen zur Bundeswehr und zur Bundespolizei sind gut«, faßt Sonne das vielgestaltige Dogma von der Sicherheit Israels als Deutschlands Staatsräson zusammen.

Das Buch schildert vielfach Bekanntes, doch stützt der Autor seine Darlegungen auf Gespräche mit Politikern, Diplomaten und hochrangigen Geheimdienstmitarbeitern aus beiden Staaten. Auch bestätigt die Schrift einige Details, die gewöhnlich als rechte Verschwörungstheorien abgetan werden und nunmehr Eingang in die massenmediale Diskussion finden könnten.

Beginnend bei dem von Konrad Adenauer 1953 mit Israel geschlossenen Wiedergutmachungsabkommen, schildert Sonne, wie Adenauer um Buße bemüht war und gleichzeitig die Rehabilitierung Deutschlands anstrebte, indem er immense Zahlungen an den jungen Staat Israel möglich machte. Ebenso wird dargestellt, wie oftmals Finanz- und Waffentransfers an Öffentlichkeit und Gesetz vorbei ermöglicht wurden: Franz Josef Strauß ließ die Israelis mit Waffen versorgen, die Bundesregierung beteiligte sich an

der Finanzierung der israelischen Nuklearforschung, da das Auswärtige Amt 1965 erklärte, dies werde den »Eindruck auf das Weltjudentum nicht verfehlen«. Die militärische Hilfe für Israel erreichte ihren Höhepunkt nach dem Golfkrieg 1990/91. Ebenso stellt der ARD-Journalist dar, wie deutsche Technik die Schlagfertigkeit sowie Kampfkraft der israelischen Panzerwaffe drastisch erhöhte. Insbesondere der Aufbau des Kommandos Spezialkräfte (KSK) in den 1990er Jahren wird in diesen Passagen in den Fokus gerückt und skizziert, wie die israelischen Erfahrungen der asymmetrischen Kriegführung (Entführungen, Geiselnahmen, Terroranschläge) »Eingang in die Lehrpläne der Bundeswehr« fanden und anderherum die deutschen Grundsätze der Inneren Führung von den israelischen Streitkräften erörtert wurden. Aufschlußreich sind Sonnes Ausführungen über das Verhältnis des Bundesnachrichtendienstes (BND) zum israelischen Geheimdienst Mossad. »Der BND war und ist der verlängerte Arm der Bundesregierung, wenn es um die Sicherheit Israels geht«, hält er fest. Die Staatsräson wird in dieser Darstellung beinahe zu einer Israel-Hörigkeit, die nur von dem unverfrorenen Vorgehen des Mossads gegenüber den deutschen Behörden übertroffen wird. So berichtet ein ehemaliger BND-Mitarbeiter, daß die Israelis »weder auf Hierarchien noch auf den deutschen Rechtsstaat« Rücksicht nähmen und sich der Mossad seit jeher »auf deutschem Boden ziemlich frei« bewegen könne, was bis zu Mordanschlägen auf deutsche Staatsbürger gehe. Ein Risiko gehe der Geheimdienst nicht ein, da »im Zweifelsfall ... in Deutschland zugunsten Israels entschieden« werde. Indem Sonne Fakten und Erkenntnisse aus seinen Gesprächen aneinanderreicht, wird dem Leser ein recht offenes Bild vermittelt, zu wesentlichen Gunsten das Pendel in den deutsch-israelischen Beziehungen bis heute ausschlägt. Lei-

der beläßt es der Autor bei der reinen Darstellung und ver-säumt es, eigene Analysen vorzunehmen und Schlußfolgerungen zu ziehen.

Sebastian Pella

## Letzte Reste im Zentrum

Laurenz Demps (Hrsg.): *Luftangriffe auf Berlin. Die Berichte der Hauptluftschutzstelle 1940–1945* (= *Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin*, Bd. 16). Mit einem Spezialinventar auf CD-ROM von Kerstin Böttcher, Berlin: Christoph Links 2012. 360 S., 29,90 €

Seit Jörg Friedrichs *Brand* (2002) ist der gegen Deutschland geführte Bombenkrieg ein Thema, das nicht nur wissenschaftlich behandelt, sondern auch öffentlich wahrgenommen wird. Daß es so lange gedauert hat, muß angesichts der Verheerungen, die dieser Krieg für die Städte und ihre Bevölkerungen bedeutet hat, verwundern. Allerdings ist der Grund dafür kein Geheimnis. Die Luftangriffe werden nicht als alliierte Kriegsverbrechen gewertet, sondern als gerechte, wenn auch harte Strafe für die deutschen Verbrechen. Daß diese Haltung bis heute dominierend ist, macht der vorliegende Band gleich in den ersten Sätzen deutlich, in denen die Berliner »im direkten Sinne« zu »Opfern der Kriegführung des NS-Regimes« werden. Dieser Tenor zieht sich durch das ganze Buch (auch wenn es hin und wieder salomonisch »Befreiung/Besetzung« heißt). Daß es trotzdem eine verdienstvolle Arbeit ist, liegt daran, daß es sich vor allem um eine Quellensammlung handelt, in der solche Zuschreibungen keine Rolle spielen. Die Dokumente stützen sich auf die Berichte der »Hauptluftschutzstelle der Stadtverwaltung«, eine nicht-militärische Behörde, die es

nur in Berlin gab. Sie wurde seit 1937 aufgebaut, da bereits damals klar war, daß Berlin aufgrund seiner politischen und wirtschaftlichen Bedeutung in einem zukünftigen Krieg Ziel von Luftangriffen werden könnte. Die Behörde hatte neben der informierenden Tätigkeit, aus der die Berichte resultieren, verschiedene Aufgaben, die sich vor allem auf Koordinierungstätigkeiten nach Bombenangriffen bezogen und von Schadensfeststellungen bis zu Evakuierungsmaßnahmen reichten. Berlin war die am häufigsten aus der Luft angegriffene deutsche Stadt. Insgesamt gab es 363 geflogene Unternehmungen, von denen 310 eigentliche Angriffe waren. Der vermutlich schwerste fand am 3. Februar 1945 statt. Er hat sich zumindest am stärksten in der Erinnerung gehalten, weil da-

bei »die letzten Reste der Bebauung im Zentrum« zerstört wurden. Die einzelnen Aspekte dieser Angriffe werden in der umfangreichen Einleitung behandelt, so daß der Leser ein fundiertes Gesamtbild über die Luftangriffe auf Berlin

bekommt. Ergänzt wird das durch eine Sammlung von abgedruckten Quellen (Berichte, Rundschreiben, Anordnungen) sowie Tabellen, die Verluste und Angriffe nach Bezirken und Tagen untergliedern. Eine davon bringt alle Alarme, die es gegeben hat. Was fehlt, ist eine Karte, die die Angriffe in der Fläche auch optisch sichtbar macht. Für London gibt es so etwas natürlich.

Erik Lehnert

## Zurück zum Körper

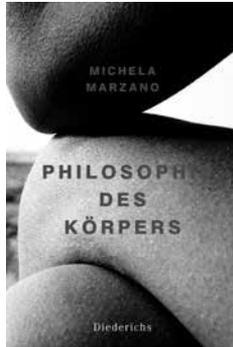
Michela Marzano: *Philosophie des Körpers*. Aus dem Französischen von Elisabeth Liebl, München: Diederichs 2013. 144 S., 14,99 €

Nachdenken über den Körper – das ist ein Nachdenken über die eigene Verortung und Li-



mitierung. Der Körper selbst ist dabei immer in die Betrachtung eingebunden, als Werkzeug und Heim, als Scharnier zwischen innen und außen. Ein dem Körper entäußerter Blick auf den Körper ist unmöglich. Wer über ihn nachdenkt, der kann das eigene Geworfen-Sein nicht leugnen,

nicht die Krankheit, die angeborenen oder später hinzukommenden Mängel, nicht den Tod. Die italienische Philosophin Michela Marzano (\* 1970) rückt dem Leibe mit ihrem Buch *Philosophie des Körpers* auf den Leib. Entscheidend für Einordnung und Verständnis ist das Nichtvorhandensein des Artikels »die« am Anfang des Buchtitels. Marzano entwickelt keine eigene Körperphilosophie, das wäre auf 144 Seiten undenkbar. Sie bietet eine Zusammenschau der abendländischen Philosophiegeschichte zum Thema an. Die wichtigsten Namen sind Pythagoras, Platon, Descartes, Spinoza und Nietzsche. Im Grundton des Buches illustriert sie den historischen Trend vom Dualismus zwischen Körper und Seele, hin zum Ideal der körperlich-seelischen Einheit. Diese Veränderungen im Denken seit der Antike werden von ihr mit aktuellen Erscheinungen von Körperkult und Körpernegierung ins Bild gesetzt: Der »gestylte Körper« ist nicht nur Schönheitssymbol, sondern auch die Quintessenz des sozialen Erfolges, des Glücks und der Perfektion, die man erreicht hat.« Hart ins Gericht geht sie mit dem Sozialkonstruktivismus, der nicht betrachtet, was existiert, sondern was existieren soll: »Das Problem des Konstruktivismus liegt letztendlich darin, daß er die Bedeutung der Erscheinungen leugnet und ignoriert.« Gemeint ist die Gender-Theorie. Für Marzano sind Männer- und Frauenrollen keine bloßen Konstrukte, sie will nicht glauben, daß diese keinerlei anatomischen Bezug be-



sitzen sollen. Gender bedeutet für sie deshalb, »die ›Realität‹ des Körpers vollkommen auszublenden.« Damit dürfte sie sich bei den Feministinnen unbeliebt machen. Marzano betont, daß die biologischen Geschlechter, und damit auch deren soziale Ausdifferenzierungen, »natürliche Wahrheiten« sind. Sie arbeitet heraus, daß die Gender-Theorien in letzter Konsequenz auf eine Leugnung und Abschaffung der Geschlechter hinauslaufen: »Ist es denn nicht zumindest paradox, das Weibliche gerade in dem Moment auslöschen zu wollen, in dem

es endlich auf der Bühne der Macht-Worte und -Praktiken angekommen ist?« Der Körper ist für Michela Marzano das einzige, das uns »an die Wirklichkeit nagelt«. »Die Philosophie des Körpers ist nichts anderes als ein Denken, das von der körperlichen Existenz ausgeht, von der Endlichkeit, um dann über das körperliche Sein jedes Individuums nachzusinieren. Diese Philosophie versucht, das menschliche Handeln zu begreifen, ohne seine körperlichen Dimensionen zu vergessen.«

Benjamin Jahn Zschocke

### Speak german!

Heinrich Oberreuter u. a. (Hrsg.): *Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs*, München: Olzog 2012. 277 S., 29,90 €

Die auf etlichen existentiellen Feldern der aktuellen Politik unübersehbare Tendenz der Abschaffung Deutschlands spiegelt sich in der drastischen Bedeutungsminimierung der deutschen Sprache – und das nicht nur auf der europäischen Ebene und im weltweiten Maßstab, sondern auch im eigenen Land. Längst vorbei sind die Zeiten, in denen ein besonders dem Nachdenken über die Heimat verpflichteter

Philosoph wie Martin Heidegger in den Sprachen des Deutschen wie des Griechischen ein besonderes Medium zur Erlangung der Wahrheit gesehen hat. Heute prophezeit ein namhafter Literaturkritiker und Publizist wie Dieter E. Zimmer das Aussterben des Deutschen als Wissenschaftssprache. Daran ändert auch der unstrittige Wortreichtum der deutschen Sprache (mit 300000 Wörtern des allgemeinen Sprachgebrauchs) nichts. Immerhin stellt man hierzulande auch Widerstand gegen das Überhandnehmen der Anglizismen fest. Vor dem Hintergrund der Debatten der letzten Jahre ist es erfreulich, daß eine an der Tutzinger Akademie für Politische Bildung durchgeführte Tagung die zahllosen politischen wie wissenschaftlichen Aspekte im Hinblick auf die Zukunft der deutschen Sprache analysiert. Die Auswahl an Referenten, deren Beiträge im vorliegenden Band zum größten Teil abgedruckt sind, zeigt einen Mix von bekannteren Politikern (wie Norbert Lammert und Sabine Leutheusser-Schnarrenberger) und ausgewiesenen germanistischen Kennern der Thematik (wie Konrad Ehlich). Während ein Teil der politisch Aktiven für den – auch globalisierungsbedingt – ohnehin feststellbaren Rückzug der deutschen Sprache um der angeblichen wissenschaftlichen Anschlußfähigkeit willen plädiert (Leutheusser-Schnarrenberger, Heubisch), spricht sich ein anderer, etwa Lammert, für die Aufnahme der eigenen Sprache ins Grundgesetz aus. Einige Aufsätze zeigen auf, welche Bedeutung die Vielfalt der Sprachen für die Differenziertheit der Wissenschaftskulturen erkennen läßt – ein wünschenswerter Kontrapunkt zu der Platitüde, man müsse sich einfach dem Englischen als der neuen *lingua franca* unterwerfen. Positiv ist zu vermerken, daß der Sammelband die Relevanz des Deutschen in den einzelnen Bereichen der Wissenschaft, beispielsweise auf dem Gebiet der Geistes-, Gesellschafts-,

Natur- und Ingenieurwissenschaften, detailliert darlegt. Von einigen Teilnehmern des Kolloquiums hätte man sich – was freilich nicht überascht – eine eifrigere Befolgung des von dem Schriftsteller Rainer Kunze stammenden Diktums gewünscht: »Ohne die deutsche Sprache könnte die Menschheit manches nicht denken, das zu denken menschenmöglich ist«.

Felix Dirsch

## Noch ein Aha-Erlebnis

Othmar Plöckinger: *Unter Soldaten und Agitatoren. Hitlers prägende Jahre im deutschen Militär 1918–1920*, Paderborn: Schöningh 2013. 377 S., 39,90 €

Was braucht es für den Verkaufserfolg eines Buchtitels mehr als eine kernige Aussage und den Namen Hitler auf dem Buchdeckel? In unserem Fall versucht Plöckinger im zeitlich eng gespannten Rahmen der Frage nach den gedanklichen Ursprüngen von Hitlers Ideologie mit seinen Hauptbestandteilen Antisemitismus und Antibolschewismus kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges nachzugehen. Ort der Handlung ist München. Die detaillierte Studie besteht aus zwei Teilen. Neben den militärgeschichtlich-biographischen Ausführungen sind ideologie- und propagandageschichtliche Gesichtspunkte Gegenstand der Erörterung. Betrachtet wird das Interregnum während der Auflösung des Heeres und dem Aufbau der Reichswehr. Es »entstanden komplexe und nicht selten widersprüchliche Abläufe, die selbst für beteiligte Zeitgenossen nicht immer überschaubar waren. Der Kampf um die ideologische Ausrichtung und propagandistische Beeinflussung der Soldaten kam ebenso hinzu wie das gerade in Bayern spannungsgeladene Verhältnis zwi-



schen der militärischen und zivilen Führung.«

Hitler hatte es nicht eilig, aus dem Soldatenleben entlassen zu werden. Er meldete sich als Wachsoldat für Gefangenenlager und belegte Schulungskurse, um später selbst in Vorträgen seine Weltsicht ins Publikum tragen zu können. Seinerzeit waren drei Themenbereiche von Bedeutung für die inhaltliche Auseinandersetzung, welche die Menschen inner- und außerhalb der Kasernen bewegten: Bolschewismus, jüdische Frage, Friedensvertrag von Versailles. Unerschwellig beschäftigte die bayerischen Gemüter ihre Haltung zur Weimarer Republik. Das heißt: Anerkennung der neuentstandenen Verhältnisse im Reich oder doch lieber Pflege des Separatismus mit dem Ziel der Abspaltung?

Während der vielen verfügbaren freien Zeit beschäftigte sich der zukünftige Politiker und Agitator mit – Lesen. Die Bibliotheken der Dienststellen waren auf Weisung der Militärführung neu und zum Teil mit propagandistischer Literatur aufgefüllt worden. Hier entwickelte Hitler seine Weltsicht und spann seine in sich logisch strukturierte, wenn auch simple Ideologie.

Am Ende steht die Frage nach dem Nutzen der Studie. Othmar Plöckinger breitet mangels konkreter Belege viele Unwägbarkeiten aus, verbleibt allerdings konsequent oft in der Möglichkeitsform. Der Text wirkt aufgebläht, weil manche Beschreibungen unerheblich für das Gesamtbild Adolf Hitler und das Thema Frühzeit der NSDAP sind. Wenn der Autor unter anderem vorschlägt, die Schriften und Pamphlete der zwei zu betrachtenden Jahre systematisch zu erfassen und aufzuarbeiten, zeugt das von thematischer und biographischer Erschöpfung der biographischen und Wissenschaftsgegenstände.

Uwe Ullrich

## Krasse Gemütlichkeit

Asfa-Wossen Asserate: *Deutsche Tugenden. Von Anmut bis Weltschmerz*, München: C.H. Beck 2013. 239 S., 17,95 €

Vor zehn Jahren wurde das *Manieren*-Buch des äthiopischen Prinzes Asfa-Wossen Asserate zu einem Verkaufsschlager. Ein Sittengemälde, durch und durch stilsicher, dabei trotz des stockkonservativen, ja kulturpessimistischen Geistes, der das Buch durchwehte, so charmant und einnehmend, daß selbst die linksliberale Rezensentschaft sich demütig verneigte. Dennoch wurde damals – durchaus in böswilliger Absicht – gemunkelt, Martin Mosebach habe über Strecken dem Freund die Feder geführt. Das hieße: Nicht ein Fremder von Geburt, sondern einer aus dem *inner circle* alteuropäischen Brauchtums hätte hier Mores gelehrt, was freilich eine andere Leseschablone ergäbe. Nun widmet sich Asserate, sichtlich beflügelt durch den Erfolg des großartigen Wälzers *Die deutsche Seele* (Thea Dorn/Richard Wagner), den »deutschen Tugenden«, alphabetisch durchdekliniert von »Anmut« über »Pflichtgefühl« und »Reinlichkeit« hin zu, nein, mitnichten »Weltschmerz«, sondern zur »Zivilcourage«, deren Erwähnung per Titel eventuell weniger verkaufsträchtig erschien als der romantische »Weltschmerz«. Das eher konservativ schlagende Bürgerherz soll sich ja wiederfinden im nationalen Tugendkanon, und »Zivilcourage«, wiewohl eine Bismarcksche Sprachschöpfung, klänge womöglich arg progressiv. Man könnte diesen ethnographischen Blick auf das deutsche Wesen wohlwollend einen melancholischen Abgesang nennen. Asserate ruft Dutzende historische Zeugnisse auf aus Zeiten, als all diese Werte und Üblichkeiten, die »Gottesfurcht«, die »Ordnungsliebe« sowie »Treu und Redlichkeit«, noch etwas galten. Launig wird aus dem Schatzkästchen verbrief-

ter Anekdoten berichtet: Mark Twain delectierte sich an der Sauberkeit selbst der ärmlichen Leute, Thomas Wolfe be rauschte sich an der deutschen Gemütlichkeit, der deutsche Papst Benedikt XVI. hob – Kapitel »Sparsamkeit« – die beliebten Tafelrunden auf. Der Prinz öffnet zudem den eigenen Nähkasten, beschreibt – »Pünktlichkeit« – die Unterschiede zwischen der äthiopischen und der deutschen Zeitökonomie und berichtet von der Tugend der Gottesfurcht, derer er bei seiner Ankunft in Deutschland vor vierzig Jahren noch teilhaftig geworden war. Es klingt Wehmut darüber mit, daß solcher nationaler Goldstandard in der globalisierten Welt nur mehr wenig gilt. Daneben liest man eine forschende Neigung zur Antithese, auch zur Bissigkeit: Hat die Freiheitsliebe der Deutschen – etwa unter Vermittlung durch Turnvater Jahn – zur »Fitness-Diktatur« geführt? Und war der Freiheitsdrang der Deutschen wirklich saft- und kraftlos? Zeichnen sich die Deutschen nun durch Fleiß oder eher durch Faulheit (die Romantiker, Georg Büchner!) aus? So zerfließt hier manches im Plauderton des Ungefähren, des Verwechselbaren. »Anmut«, hm: ist tatsächlich gerade Hildegard Hamm-Brücher ein Beispiel dafür? »Zivilcourage« findet sich in der Tat im Dazwischentreten, wenn »jemand, der eine andere Hautfarbe hat oder einer Minderheit angehört, beschimpft oder beleidigt wird«, freilich: es gäbe dringlichere Beispiele. »Toleranz«: Für den Prinz ist »multikulturelle Gesellschaft eine Bereicherung für alle, die an ihr teilhaben«. Und ist die Tatsache, daß der Kommandant von Auschwitz gemächlich Weihnachten feierte, tatsächlich geeignet für die Mahnung, daß Gemütlichkeit »urplötzlich in Barbarei und Gewalt« umschlagen kann?

Ellen Kositzka

## Denken in Stahlgewittern

Günter Figal/Georg Knapp (Hrsg.): *Krieg und Frieden*, (= *Jünger-Studien*, Bd. 6,) Tübingen: Attempo 2013. 255 S., 38 €

Es ist der bereits sechste Band der *Jünger-Studien*, der sich endlich dem zentralen Thema zuwendet, mit dem vor allem Ernst Jünger in der öffentlichen Wahrnehmung verbunden ist: Krieg und Frieden. Wobei vor allem der Krieg im Vordergrund stehen dürfte, meist als Vorwurf, der vergißt, daß es zwischen beidem einen unauflösbaren Zusammenhang gibt. Diesen Fehler machen die Autoren des Bandes nicht. Sie sehen die Autorschaft Jüngers (Friedrich Georg kommt gar nicht vor), die mit seinen Kriegszeugnissen begann, als

eine vielschichtige Entwicklungsgeschichte. Die Palette reicht dabei von metaphorischen Deutung der *Stahlgewitter* als besonderes Zeugnis der Moderne, das zwar von der Zerstörung berichtet, aber dennoch auf der Unversehrtheit der Person beharrt (Peter Trawny), oder auch als »Schule des Sehens« (Alexander Pschera), über etwas gewollte Bezüge zwischen Hesse und Jünger (Heimo Schwilk) bis zur Rezeptionsgeschichte der »Pleiade«-Ausgabe der Tagbücher Jüngers in Frankreich (Julien Hervier). Es gibt aber auch Aufsätze, die den Hintergrund der Schriften Jüngers beleuchten, sei es das konkrete Kriegsgeschehen des Ersten Weltkriegs (Gerhard P. Groß) oder das Urbild der Kriegerzählung, das Thukydides geschaffen hat (Alexander Demandt). Ergänzt wird das Ganze durch biographische Bezüge, so zum Schicksal des Sohnes, der wegen Wehrkraftzersetzung zur Frontbewährung verurteilt wurde und im November 1944 fiel (Martin Tielke). Bemerkenswert sind Sätze wie: »Beide, Grim-



melshausen wie Jünger, sind die repräsentativen Autoren für die dreißigjährigen Kriege ihrer Epochen.« (Friedrich Gaede) Am deutlichsten wird das Plädoyer, Jüngers Kriegsschriften (und auch die politischen Schriften) als einen Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte ernst zu nehmen in dem Beitrag von Steffen Dietzsch, der das »Denken in Stahlgewittern« als adäquate Herangehensweise an die Herausforderungen der Moderne deutet. Die ausufernde Sekundärliteratur zu Ernst Jünger macht eine solche Vermittlung und Neuentdeckung Jüngers allerdings zunehmend unwahrscheinlicher. Zumal die Anerkennung der Unvermeidbarkeit von Kriegen vorausgesetzt werden müßte, von der wir trotz zehnjährigen »Engagements« in Afghanistan weit entfernt sind.

Erik Lehnert

## Der Überstaat und seine Sklaven

Kenneth Minogue: *Die demokratische Sklavenmentalität. Wie der Überstaat die Alltagsmoral zerstört*. Mit einem Vorwort von Barry Maley. Aus dem Englischen von Siegfried Kohlhammer, Waltrop/Leipzig: Manuscriptum 2013. 459 S., 34,80 €

Nehmen wir an, ein Hotelbesitzer verwehrt einem homosexuellen Paar den Zutritt zu seiner Einrichtung. Was wäre die Folge? Er müßte wegen des Verstoßes gegen Antidiskriminierungsverordnungen Schadensersatz leisten. Lehnt er hingegen den Zutritt des Vorsitzenden einer allgemein als rechtsextrem eingestuften Partei ab, so darf er weithin mit Beifall rechnen. Ein Zufall? Wohl kaum.

Kenneth Minogue, Emeritus für Politikwissenschaft an der renommierten London School of Economics, skizziert einige Hintergründe des oben erwähnten Falles. Ein zentrales Kapitel beschäftigt sich mit dem Projekt der Egalisierung in den Staaten der west-

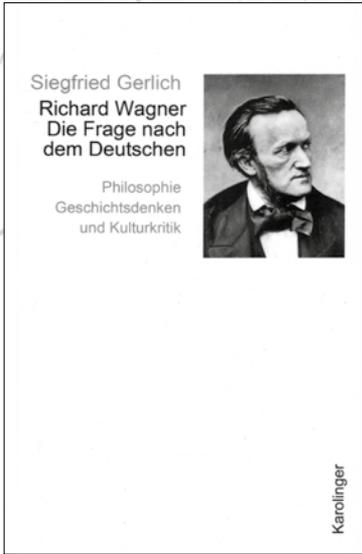
lichen Welt. Anhand diverser Beispiele kann er zeigen, daß der Kampf gegen Diskriminierung in seinem Kern den Versuch offenbart, die Natur des Menschen zu ändern. Hintergrund ist die Moral des Gutmenschentums. Unterscheidung ist dann erlaubt, wenn es gilt, Böse auszugrenzen. Sie ist dann schlecht, wenn sie die heute nicht selten privilegierten, pauschal als förderungswert erachteten Minderheiten (Migranten, sexuell Andersorientierte, auch Frauen werden oft dazugezählt) in ihren Bestrebungen einschränkt. So lassen sich häufig Tendenzen in Richtung einer »Tyrannei der Minderheiten« feststellen. Besonders auffällig waren diese Entwicklungen in der deutschen Diskussion der letzten Monate, als einige Gegner der Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Verbindungen mit der traditionellen Ehe in den Medien nicht nur üble Verleumdungen ertragen mußten, sondern in einem

markanten Fall sogar ein Lehrauftrag an einer Hochschule entzogen wurde. Auch die anderen Passagen des britischen Gelehrten, etwa über den Zusammenhang von Individualismus, Christentum und moralischer Lebensführung sind studienenswert. Manche These ist kaum haltbar. Es ist, anders als von Minogue dargestellt, nicht plausibel, dem Individualismus nur noch eine kurze Lebensdauer zu prognostizieren. Gleichfalls werden bekannte Entwicklungen wie der Zusammenhang von Befreiung und verstärkter Forderung nach staatlichen Wohltaten dargelegt. Besonders hervorzuheben ist der letzte Teil der Erörterungen, der das Politisch-Moralische als »erhabenes Projekt zur Schaffung einer besseren Welt« beleuchtet. Hier beschreibt der Verfasser den neuen »Weg der Knechtschaft« (Friedrich von Hayek) durch ein immer dichteres Regelwerk, das die Bevöl-

kerung auf den Pfad des Guten führen will, freilich so, daß man zuweilen den Furor jakobinischen Tugendterrors wahrnimmt.

Die Stärke der Studie Minogues, so ist abschließend zu urteilen, liegt darin, daß sie das auf abstrakte, mitunter freilich zu abstrakte, Art und Weise herausstellt, was der aufmerksame Betrachter des Zeitgeschehens Tag für Tag konkret wahrnimmt. Ein Beispiel ist die schon länger andauernde Debatte über gesetzliche Frauenquoten in Aufsichtsräten – eine Diskussion, die für den weitaus größten Teil der Frauen völlig irrelevant und lebensfremd ist. Weil der Autor aus angelsächsischer Sicht argumentiert, ist es für den deutschen Leser etwas irritierend, daß ihm kaum konkrete Beispiele im Text präsentiert werden, die für ihn zu einem Aha-Erlebnis führen könnten.

Felix Dirsch



Das Grundproblem der Deutschen war für Wagner nicht ihr Sonderweg, sondern dessen konsequente Verfehlung. Wagner sah das wahre Deutschland als eine ethisch anspruchsvolle Sprachgemeinschaft, nicht als eine ethnisch beschränkte Volksgemeinschaft. Kein Machtstaat mit imperialen Ambitionen, sondern eine Kulturnation mit humanen Traditionen stand ihm vor Augen.

Siegfried Gerlich – Publizist und Pianist – erschließt Wagners politische und philosophische Schriften zu Deutschland neu und zeichnet die Stationen dieses abenteuerlichen Herzens nach.

Bestellungen an

Karolinger Verlag  
Kutschergasse 12/7  
A-1180 Wien  
www.karolinger.at  
tel/fax: 0043 1 409 2279

**Burschenschaftliche Blätter: »Identität«**

Einer der profilierten Leitartikler der *Jungen Freiheit*, Michael Paulwitz, ist seit Anfang des Jahres neuer Chefredakteur der *Burschenschaftlichen Blätter*. Er übernahm das Amt von dem innerhalb der Bünde umstrittenen und als rechtsradikal denunzierten Norbert Weidner. Paulwitz, Autor bei Antaios und der *Sezession*, tritt ein schwieriges Erbe an: Der Dachverband Deutsche Burschenschaft steht vor seiner Zerreißprobe und hat im vergangenen halben Jahr über zwei Dutzend meist liberalere Korporationen verloren: Sie traten aus, weil der Dachverband auf seinem außerordentlichen Burschentag in Stuttgart (November 2012) keinen Distanzierungskniefall vor den Forderungen der »öffentlichen Meinung« und einiger Quertreiber in den eigenen Reihen gemacht hat, sondern seine nationalkonservative Haltung betonte und präziserte.

Das Heft 4/2012 war das erste Heft, das Paulwitz verantwortete. Es beschäftigt sich mit dem Thema »Identität« und wartet unter anderem mit einem Beitrag aus der Feder des *Sezession*-Urgeheims Martin Lichtmesz auf. Er plädiert für eine Verteidigung des Eigenen angesichts der Bedrohung der Identität durch Überfremdung und innere Zersetzung. Wichtig ist auch das Interview mit dem ungarischen Wissenschaftler Gabor Takacs, der Identität und Demokratie als untrennbares Tandem beschreibt und vor allem die internationale Kritik an den Reformen der Regierung Orbán als das zurückweist, was sie sind: mangelnde Fairneß, schlampige Recherche und linksliberale Absicht.

Heft 1/2013 beschäftigt sich mit dem 200. Jahrestag der Befreiungskriege, mithin jener Bewegung, die von Studenten mitgetragen wurde und zur Gründung der burschenschaftlichen Bewegung geführt hat. Man erkennt, daß Paulwitz Klammern um einen zerstrittenen Bund legen möchte, und zwar durch Identitätsstiftung: Die Geschichte ist größer, daß Erbe wiegt schwerer als gegenwärtige Befindlichkeiten. Bleibt zu hoffen, daß die Tausenden Abonnenten gründlich lesen und das Gelesene ebenso ernst nehmen wie die Leser der *Sezession* das vor ihnen Ausgebretete. [www.burschenschaft.de](http://www.burschenschaft.de)

**Tumult**

*TUMULT*, die »Schriften für Verkehrswissenschaften«, erscheint seit über drei Jahrzehnten unregelmäßig, und beide Titel galt es, frei zu interpretieren. Mitnichten unterbreitete das intellektuelle Organ je Texte zur Automobiltechnik

oder zu Bahnsystemen, genausowenig ging es allzu tumultuarisch her. Nun liegt die erste Ausgabe von *TUMULT* (»Kundschafter in der Konsenszone«) als Vierteljahresschrift vor, Frank Böckelmann und Horst Ebner stellen die Redaktion. Das Heft im annähernd quadratischen Format will »eigensinnigen Autoren ein Forum« bieten. Hier soll souverän gedacht werden, zumal die »Figur des Selbstdenkens an Plausibilität gewinnt in der Allgegenwart einer neuartigen, coolen Servilität und Bravheit, die weniger dem Gebot einer druckvollen Ideologie als vielmehr der Sorge um das berufliche Fortkommen, die Reputation im Kollegenkreis und die Zuteilung von Budgetmitteln gehorcht.« Unter den zwei Dutzend Autoren dieser Ausgabe (80 S., 8 €): Thomas Kapielski (*Sezession* 51/2012), der fragt, wo sich seit bald siebzig Jahren der Krieg versteckt hält und worin die Listigkeit des »kalten Friedens« besteht: »Kann es sein, daß es hier ein historisches Novum zu entdecken gilt, dergestalt, daß sich der Frieden als Fortsetzung des

Krieges mit anderen Mitteln bezieht?« Emma-Philosophin Petra Gehring widmet sich in einem schillernden Beitrag dem paralympischen Menschen als Hybridwesen und der merkwürdigen Verführungskraft beschädigter Körperlichkeit: »Wer die Abschlußveranstaltung der Londoner Paralympischen Spiele 2012 aufgrund ihrer ästhetischen Faszinationskraft lobt, verharmlost einen Angriffskrieg.« Der Kampf um die Verschiebung der Normalität werde nicht mehr durch eine Ordnungspolitik des Anormalen, sondern in der Glorifizierung des Extremen gewonnen. »So wird der Glanz einer nun wunderbar selbstbewußten Minderheit, die vorangehen wird, zum Lichtzeichen einer Epoche«. Alexander Schuller (»Demokratie ohne Volk«) fragt nach dem politischen Subjekt innerhalb einer schavanisierten Bildungskultur: »Face to face! Laptop to laptop! Basisdemokratie und immer wieder ein bißchen Anarchismus, ein bißchen Abgrund. Wutbürger sein, das genügt nicht.« Sebastian Hennig (»Norwegischer Wald«) nimmt sich »Brevik's Geistern« an: »Die Militanz des Geistes bewahrt den Frieden der Verhältnisse. Denunzierendes Denken und Reden dagegen ruft Taten hervor. Das ist so wie mit den Krankenhauskeimen. Überall wird geputzt und gewischt, doch durch die dünnste Stelle schleicht der Tod ins Haus.«

Kontakt: Büchse der Pandora Verlags GmbH, PF 2820, 35528 Wetzlar, [digitalakrobaten@gmail.com](mailto:digitalakrobaten@gmail.com)



**Nüchterne Beschreibung:** Der **zwischen tag** ist eine von der Zeitschrift Sezession initiierte und organisierte freie Messe für Verlage, Initiativen, Projekte aus dem konservativen, neurechten Spektrum. **Pathetische Beschreibung:** Der **zwischen tag** ist das Großereignis des konservativen, rechtsintellektuellen Milieus – ein kraftvoller, mächtiger Beweis für seine Vielgestaltigkeit und seine Anziehungskraft. **Messebilanz 2012:** 800 Besucher, 26 Aussteller, 20 Vorträge und Diskussionen, ein Filmbericht, ein Dutzend Presseberichte. **Messeplan 2013:** 1000 Besucher, 35 Aussteller, 30 Vorträge und Diskussionen, internationale Beteiligung aus Italien, Frankreich und England. **Messekarten:** 700 Tageskarten sind verfügbar, ausgestattet jeweils mit einem Messegutschein, der vor Ort eingelöst werden kann. **Abendkarten:** 300 Karten gelten für den Messetag und für ein Abendbuffet samt Festvortrag. **Zeit und Ort:** Der **2. zwischen tag** findet am Samstag, den 5. Oktober im Zentrum Berlins statt. Melden Sie sich an!



# zwischen tag.de

2. FREIE MESSE BERLIN 5. X. 2013

Die Messe ist von 10 bis 18 Uhr für Besucher geöffnet, für Teilnehmer mit Jubiläumskarte bis 21 Uhr.

**Messekarte:** 25 EUR (inkl. 15 EUR Messegutschein)  
ermäßigt: 15 EUR (inkl. 10 EUR Messegutschein)  
**Abendkarte:** 55 EUR (inkl. 15 EUR Messegutschein  
und Abendbuffet)  
ermäßigt: 35 EUR (inkl. 10 EUR Messegutschein und  
Abendbuffet)

Anmeldungen sind ab sofort möglich.

**zwischen tag**  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
tel/fax: 034632-90941  
anmeldung@zwischen tag.de  
www.zwischentag.de

## Gabriele D'Annunzios »Alcyone«

Zum 150. Geburtstag und 75. Todestag (März 1863 bzw. März 1938) des protofaschistischen Dichters, Staatsgründers und Hasardeurs Gabriele D'Annunzio (*Sezession* 52/2013) hat der Berliner Elfenbein-Verlag eine seit zwei Jahrzehnten gärende Übersetzung des *Alcyone*-Zyklus (491 S., 48 €) herausgegeben. 1903 hatte D'Annunzio diese Sammlung von 88 Gedichten vollendet. Alcyone ist der Name eines Himmelskörpers aus dem Sternbild der Pleiaden; Assoziationen zu Nietzsches »halkyonischen Tagen« stellen sich ein. Die hier versammelten Verse, übersetzt von Geraldine Gabor, Ernst J. Dreyer († 2011) und Hans Krieger, verstehen sich als »Lobgesänge des Himmels, der Meere, der Erde und der Helden«; sie preisen den mythischen Glanz italienischer Landschaften. Unter das anmutige Genre der Naturlyrik sind diese an- und abschwellenden Stücke wohl kaum zu fassen. Einige der hier versammelten Oden, Sonette und Blankverse sind in der Heimat des Schriftstellers so populär (etwa »La pioggia nel pineto« – Der Regen im Pinienhain), daß man sie dem italienischen Volksgut zurechnen darf.

Bezug über: [www.elfenbein-verlag.de](http://www.elfenbein-verlag.de)

## 10. Todestag Armin Mohler

Daß Armin Mohler, dieser Vordenker einer Neuen Rechten in Deutschland, subkutan bis heute wirkt, beweisen seine berühmten Essays »Der faschistische Stil«, »Die nominalistische Wende« und »Gegen die Liberalen«: Politische Erstleser lassen sich danach einteilen, ob sie von



der Lektüre elektrisiert, abgestoßen oder gelangweilt sind. Für die Gründer der *Sezession* gilt ersteres, was durch zwei Umstände hinreichend bewiesen ist: Karlheinz Weißmann hat nicht nur Mohlers Standardwerk über *Die konservative Revolution in Deutschland* für eine 6. Auflage vollständig überarbeitet und mit einer neuen Einleitung versehen, sondern auch eine politische Biographie über diesen Denker und politischen Strategen verfaßt. Götz Kubitschek wiederum hat seinen Verlag Antaios mit einer Festschrift zum 80. Geburtstag Mohlers aus der Taufe gehoben und im Verlauf der Jahre mit insgesamt fünf Titeln das Erbe dieses Mentors gepflegt.

Mohler, 1920 in Basel geboren, trat 1941 illegal über die Grenze, um am Krieg gegen die Sowjetunion teilzunehmen. Er wurde jedoch nicht als Freiwilliger angenommen, studierte und promovierte nach kurzer Festungshaft wieder in Basel und wechselte – diesmal legal – erneut über die Grenze, um als Sekretär bei Ernst Jünger zu arbeiten. Beider ebenso umfangreicher wie tiefgründiger Briefwechsel ist im Verlag Antaios längst erfaßt und teilkommentiert – leider aber geben weder der Klett-Verlag noch die Erben Jüngers die Rechte frei.

Nach Jahren als Auslandskorrespondent in Paris übernahm Mohler die Leitung der Siemens-Stiftung und baute sie mit Vortragsreihen und Publikationen zu einem konservativen Leuchtturm aus. Für die Zeitschrift *Criticón* schrieb Mohler als Mitarbeiter der ersten Stunde, ebenso griff er früh für die *Junge Freiheit* zur Feder. Die *Sezession* indes konnte selbst für Heft 1 keinen Text mehr ergattern – zu sehr schon war Mohler von schwerer Krankheit gezeichnet. Er verstarb vor zehn Jahren, am 4. Juli 2003, und Heft 2 der *Sezession* enthielt bereits den Nachruf aus der Feder von Götz Kubitschek, der auch die Grabrede hielt.

## Die Buchenlanddeutschen

Zehntausend Quadratkilometer umfaßt die Bukowina, das »Buchenland«. 1775 hatte Österreich das praktisch herrschaftslose Gebiet zwischen Orient und Okzident vom Osmanischen Reich übernommen. Ingrid Nargang berichtet in der kleinen, handlichen Reihe der »Eckartschriften« über *Die Deutschen aus der Bukowina (Herkunft – Umsiedlung/Flucht – Neubeginn)*, Wien 2013. 112 S., zahlr. Karten und Abb., 8,80 €). Im späten 18. Jahrhundert siedelten sich vier unterschiedliche Gruppen deutscher Einwanderer in der Bukowina an: die sogenannten Schwaben (tatsächlich mehrheitlich protestantische Rheinfranken) aus Südwestdeutschland, die Zipser aus der Ostslowakei, die Deutschböhmen sowie eine städtische, bürgerliche Schicht; Radautz (heute Radauti) war die Stadt mit dem höchsten Anteil an Deutschen. Das Bukowiner Deutsch hat in Wortschatz und Satzbau Anleihen aus dem Jiddischen, Rumänischen und Polnischen übernommen. Berühmte Bukowiner Dichter sind Paul Celan, Rose Ausländer, Selma Meerbaum, rund zwölf Prozent der 800000 Bukowiner (Stand 1910) waren Juden.

Ein Hauptteil des Büchleins befaßt sich mit der Umsiedlung der Buchenlanddeutschen als »Rückwanderer« »heim ins Reich«. Rund 95000 Volksdeutsche ließen infolge des Hitler-Stalin-Pakts entschädigungslos ihre Heimat und ihr Eigentum zurück. Heute ist der Norden der alten Bukowina mit Czernowitz ein Verwaltungsbezirk der Ukraine, während der Süden mit der Hauptstadt Suceava zu Rumänien gehört. Nurmehr rund 2000 Einwohner der historischen Bukowina bezeichnen sich derzeit als Deutsche.

Bezug über den Buchhandel oder bei der Österreichischen Landsmannschaft, Fuhrmannsgasse 18 A, 1080 Wien, [info@oelm.at](mailto:info@oelm.at).

## Programm und Redaktion

*Sezession* ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

*Sezession* bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

*Sezession* wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSDP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

## Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

## Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

## Ihre Prämie 2013

Neuabonnenten erhalten als Prämie die Hefte 34, 35 und 46 der *Sezession* kostenlos mitgeliefert.

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
D-06268 Steigra



**Heft 52 / Februar / 11 €**  
**Themenheft »Wir selbst«**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Andreas Vonderach  
*Wir selbst – objektiv*

Thorsten Hinz  
*Ernst Nolte ist 90*

Karlheinz Weißmann  
*Der Bocksgesang ist 20*

Götz Kubitschek  
*Wir selbst – magnetisch*



**Heft 53 / April / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Siegfried Gerlich  
*Wagners Sendung*

Frank Lisson  
*Wagner und Nietzsche*

Felix Krautkrämer  
*Prozeßauftakt NSU*

Erik Lehnert  
*Der schmale Grat*



**Heft 54 / Juni / 11 €**  
**Themenheft »Reaktion«**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait  
*Jean Raspail*  
Karlheinz Weißmann  
*Reaktion – grundsätzlich*

Letztes Gespräch mit  
Dominique Venner

Harald Seubert  
*Reaktion – prinzipiell*



**Heft 55 / August / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Martin Lichtmesz  
*Die Bibel lesen*

Michael Rieger  
*Rechtes lesen*

Heino Bosselmann  
*Gedichte schreiben*

Manfred Kleine-Hartlage  
*Wer wird uns regieren?*



**Heft 56 / Oktober / 11 €**  
**»Heimatboden«**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait  
*Friedrich Georg Jünger*

Erik Lehnert  
*Öko – unser Juwel*

Michael Paulwitz  
*Von Grünen umzingelt*

Wiggo Mann  
*Szenario Peak Oil*



**Heft 57 / Dezember / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait  
*C.S. Lewis*

Baal Müller  
*Kulturrevolution*

Thor v. Waldstein  
*Die Enteignung des Denkens*  
*Deutsche Orte – ein Lexikon*

1813

## **26. Juni – Napoleon spricht zu Metternich in Dresden**

»Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Handbreit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; ich kann das nicht, ich, der Sohn des Glücks! Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein ... Alles habe ich verloren, nur die Ehre nicht und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapferen Volke schulde, das nach so ungeheuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen, sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerschau halten!«

1913

## **14. Juni – Houston Stewart Chamberlain schreibt an Wilhelm II. aus Anlaß seines 25jährigen Thronjubiläums**

»Jeder einsichtige Engländer wird sich am morgigen Tage gedrängt fühlen, Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät Glückwünsche aus erkenntlichem Herzen ehrfurchtsvoll darzubringen, denn jenseits der flüchtigen Mißverständnisse erblickt er ein zielbewußtes gewaltiges staatsmännisches Werk, allen Hindernissen zum Trotze beiden Nationen zum bleibenden Heile durchgeführt. Gott gebe weiter seinen Segen!

Eurer Majestät dankbarlichst ehrerbietiger Diener«

2013

## **27. Februar – Aus der Antwort der Bundesregierung auf eine große Anfrage der SPD-Fraktion zur Bundeswehr**

»Im Rahmen besonderer Auslandsverwendungen bringen die Soldatinnen ihre Fähigkeiten mit großer Sensibilität (z.B. im Umgang mit Frauen in anderen Kulturkreisen) ein. Das zeigt sich u.a. daran, daß der Einsatz weiblicher Feldjägerkräfte unverzichtbar geworden ist, um im Rahmen von Einzelmaßnahmen den dienstlichen Auftrag, beispielsweise die Durchsuchung von Frauen, durchführen zu können. Auch der Einsatz weiblicher Interkultureller Einsatzberater und Aufklärungskräfte hat sich mit Blick auf den Zugang und die Kommunikation innerhalb der Bevölkerung als Multiplikator für den Erfolg der deutschen Kräfte erwiesen.«